

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt**

Band (Jahr): - **(1910)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

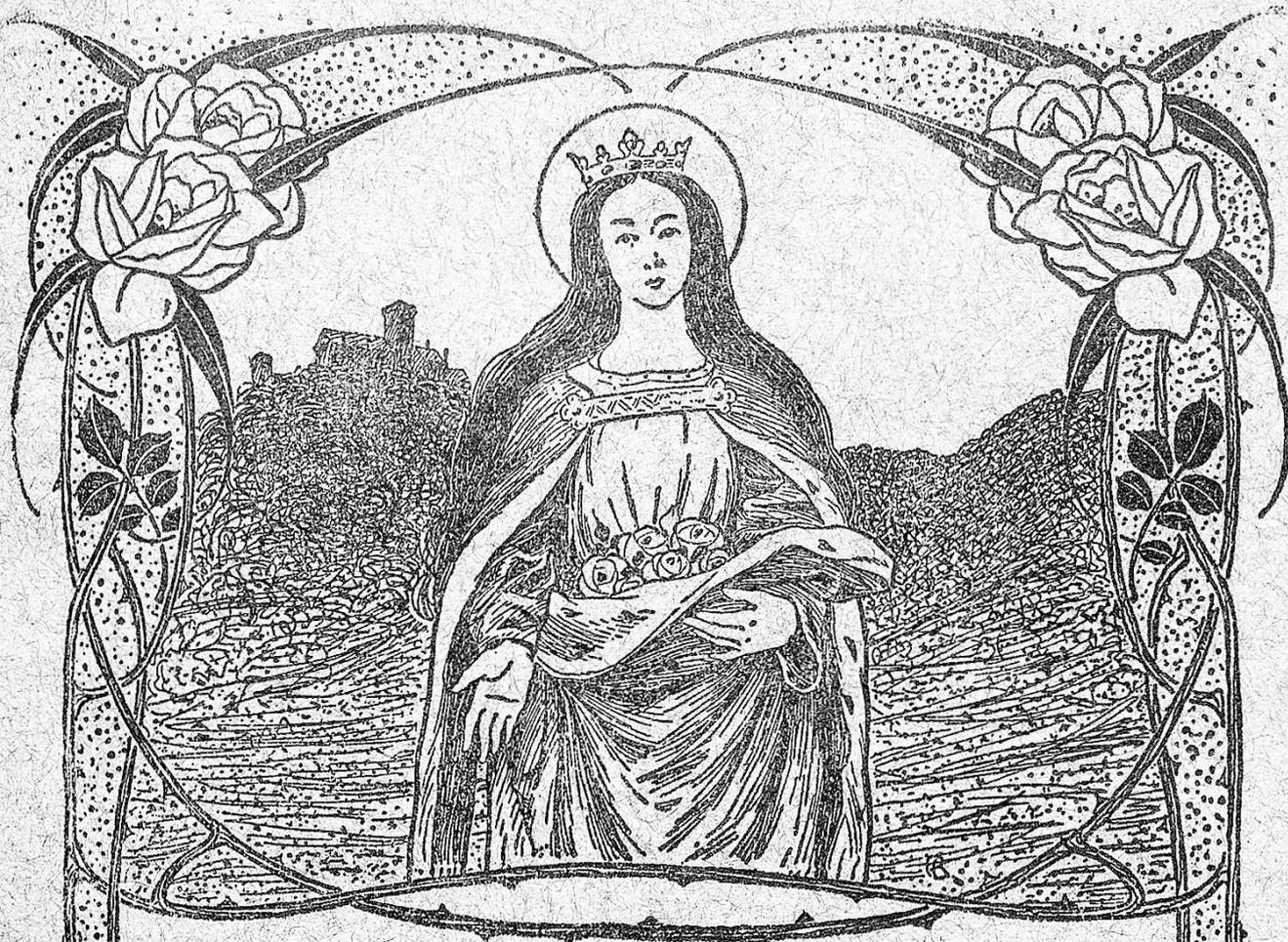
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



ST. ELISABETHS.
≡ ROSEN ≡

HERAUSGEGEBEN VOM
SCHWEIZ. KATHOLISCHEN
FRAUENBUND

DER KATH. FRAUENZEI-
TUCHS MEINE FOLGE

LUZERN. DRUCK UND
VERLAG: RABER & Co

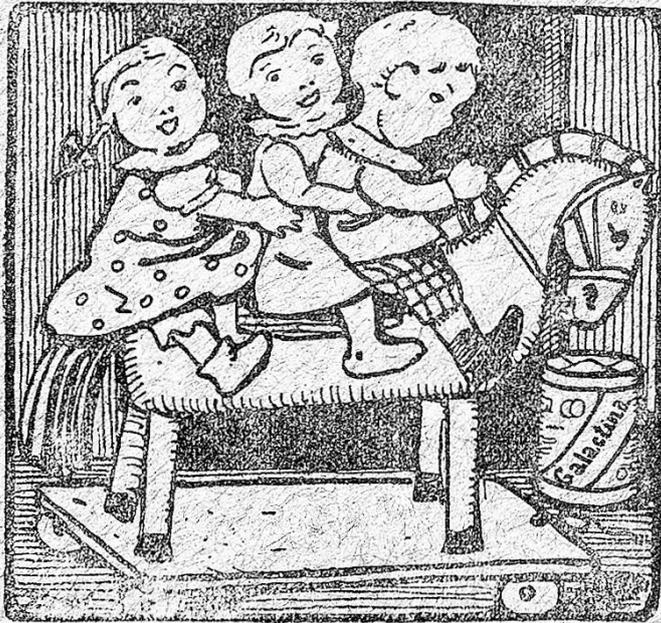
1910

Heft 3



GALACTINA Alpen-Milch-Mehl

Beste Kinder-Nahrung
In Apotheken, Drogerien etc



Seht die Reiter kühn und stolz!
Ist das Pferdchen auch von Holz,
Doch es trägt sie alle drei
Nach dem Galactina-Brei.

591

Eine Sorge weniger

haben diejenigen Hausfrauen, die sich ihre Hauskonfekte nicht mehr selber herstellen, sondern sich dieselben von der rühmlichst bekannten Firma Ch. Singer, Basel, kommen lassen.

Singers Hauskonfekte sind den selbstgemachten nicht nur vollkommen ebenbürtig, sondern sie bieten eine viel reichhaltigere Auswahl in stets frischer Qualität. Postkolli von 4 Pfund netto, gemischt in 10 Sorten, Fr. 6 franko durch die ganze Schweiz.
Zahlreiche Anerkennungen.

St. Jakobs-Balsam

von Apoth. C. Trautmann, Basel.
Hausmittel I. Rg. als Universal-Heil- und Wundsalbe, Krampfadern, Hämorrhoiden, Offene Stellen, Flechten. In allen Apotheken à Fr. 1.25. Gen.-Depot: S. Jakobs-Apotheke, Basel.

Kirchenkerzen Wachsrodel
Räber & Cie., Luzern.

Verlag von **Räber & Cie.**,
Buchdruckerei, Buch- und Kunsthandlung, Luzern

Ferienbilder. Mosaiken von einer Reise zum Eucharistischen Kongress in Köln. Von Prof. A. Meyenberg.
Eilende Fahrten — Frankfurt — Triumph der Religion in den Künsten — Literaturstreit — Nach Erfurt — Kardinal Pacca's und Kardinal Vanutellis Rheinfahrt: 1786 und 1909 — Die eucharistische Woche in Köln
Zeppelin — Düsseldorf: Christliche Kunst — Heimfahrt.

210 Seiten

Preis broschiert Fr. 2.20, M. 1. 80. In Geschenkband Fr.3. 50, M. 3. 20

Geschmackvolle

Einbanddecken

zu „St. Elisabeths-Rosen“

sind à 90 Cts. zu beziehen bei **Räber & Cie.** in **Luzern.**

Bestellungen beliebe man gefl. u m g e h e n d einzusenden.

Auf Wunsch wird auch das Einbinden besorgt.

Einbanddecken für den Jahrgang 1908 stehen ebenfalls gerne zur Verfügung.

St. Elisabeths-Rosen

Monatschrift für die christliche Frauenwelt
Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes



Redaktion: Anna Winistörfer.

3. Heft

Abonnementspreis Fr. 1.80 per Jahr

1910



Pietà.

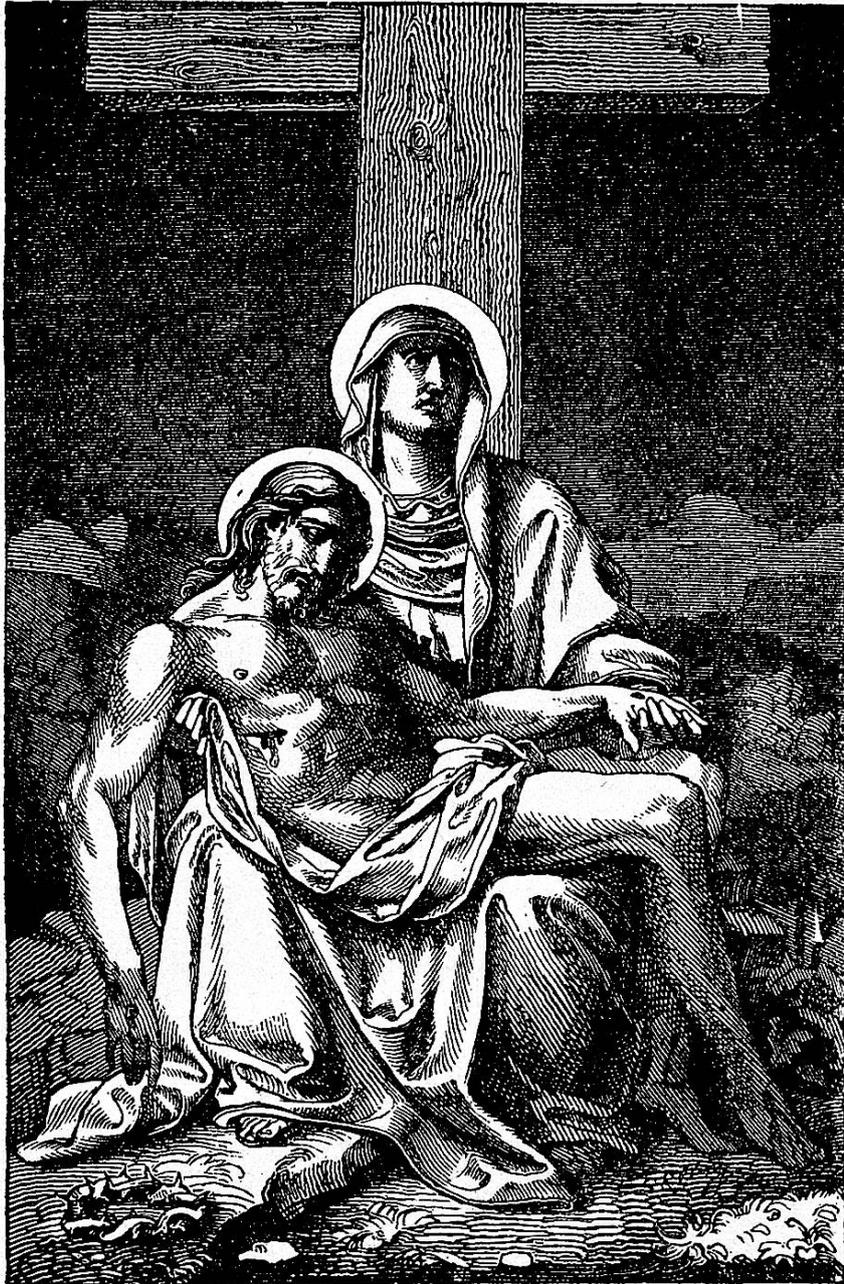
So hielt ich dich, ein zartes Kind, umfassen,
Das erste Lächeln blüht' auf deinem Munde,
Und sanft gehoben aus des Herzens Grunde
Traf dir das Blut errötend in die Wangen.

Sie sind erbleicht; ihr junges Blut vergangen,
Es strömt verführend aus der Seitenwunde,
Das letzte Lächeln schiebt' auf deinem Munde,
In deinem Blick das himmlische Verlangen.

Und mitten doch in allem Weh und Leide,
In deinem Schmerzensanblick tief verloren,
Quillt mir ein sanftes Licht in meinem Herzen.

Es faßt mich eine mütterliche Freude,
Mir wird, als hätt' ich dich in süßen Schmerzen
Jetzt eben erst für's Heil der Welt geboren.

G. Schwab.



Pietà

Todesnot — Grabesruhe — Lebenshoffnung.

Ostergedanken von A. Bl.

„Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land!“ Das Wort gilt jedem ernstesten Christen, wenn jeweilen die große Woche mit ihren Leidens- und Lebensgeheimnissen herannahet. Ja, der Bezirk um das Kreuz ist heiliges Land, nicht weniger als der am Horeb um den brennenden Busch, aus dessen Lohe Gottes Gegenwart strahlte. So groß und weitverbreitet sonst in der Welt der religiöse und politische Hader sein mag, so laut alle andern menschlichen

Leidenschaften toben: unter dem Kreuze Christi kommen sie doch bei den meisten Menschen für Augenblicke zum Schweigen. Das Kreuz von Golgatha redet für jeden ernstern Menschen, dessen Gemüt noch nicht verfallt ist durch die Mammonsucht der Erde, eine beredte Sprache. — Es ist die Theologie der Tatsachen gegenüber der Theologie der Worte. Und wenn die ungläubige Wissenschaft auch hinter diesen größten Liebeserweis Gottes ihr böses Fragezeichen setzt: die Christenheit als solche läßt sich das Kreuz und seine Sühne nicht rauben. Millionen wallfahren im Geiste immer wieder zu dieser Stätte, und suchen Schutz und Schatten unter den Zweigen des Kreuzbaumes. Und Sankt Paulus ist nicht der letzte gewesen, der seine ganze Weisheit in das Bekenntnis niedergelegt hat: „Ich mochte kein anderes Wissen unter euch zeigen, als das von Jesus Christus, und zwar von dem Gefreuzigten.“ Sein Tod ist unsere Erlösung. Wenn dieser Felsen wankt, auf dem unsere Heilsgewißheit ruht, dann versinken wir alle miteinander rettungslos in die Tiefe!

„Tod! Ich werde dein Tod sein, deine Todeswunde, o Hölle!“ Dieses Wort, das die Kirche dem leidenden Erlöser in den Mund legt, spricht die doppelte Bedeutung des Karfreitags aus. Jesu Tod ist nämlich nicht nur die Bürgschaft unserer Veröhnung mit Gott, bezw. unserer Befreiung aus der Gewalt der unterirdischen Mächte, sondern auch der Tod unseres Todes. Er hat am Kreuze Gottverlassenheit gelitten, damit uns in der Todesstunde Gottesgemeinschaft umfange wie ein sicherer Hort. Er hat gekämpft und sich das Sterben schwer werden lassen, damit uns das Sterben leicht würde. Ihn hat dicke Finsternis umgeben, damit wir ein helles Lichtlein sehen, wenn dereinst unser Auge trübe wird und sich zum letzten Schlummer schließt. Er hat mit lautem Geschrei die Vaterliebe Gottes angerufen, damit es in unserm Sterbezimmer und in unserer Seele friedlich und still sein könne im Gefühl der Vaternähe Gottes. Sein Tod ist unser Friede. —

Karfreitag. Der Gehekte, aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßene ist endlich zur Ruhe gebracht durch das Mitleid weniger Getreuen. Die Grablegung war die unterste Sprosse an der Leiter der Selbsterniedrigung um unsertwillen. Er wollte in allen Dingen seinen Brüdern gleich werden. Diese müssen nicht nur sterben, sie müssen ins Grab. Der aufgeworfene Grabhügel ist die letzte Höhe des Menschen,

er ist für alle, die es sehen wollen, das sichtbare Denkmal seiner irdischen Vergänglichkeit. Das ist schrecklich für den menschlichen Stolz. Aber wenn wir im Glaubensbekenntnis beten: „Begraben worden“, so wird dem armen Herzen, das sich einmal nicht abfinden kann mit der Vernichtung, ein unendlicher Trost. Die Furcht vor der Gruft und vor der Verwesung schwindet beim Anblick des Grabes Jesu. Schön singt der Dichter von dem Christengrab: „Es wird mir sein ein Kämmerlein, wo ich auf Rosen liege, weil ich durch deinen Tod Tod und Grab bestiege.“ Was ist christlicher, das Krematorium oder das Christengrab? Das ist nicht eine Frage des Geschmacks; das ist eine Frage, auf welche die Seele die Antwort gibt, je nach ihrem Verhältnis zu Christus. Die Gräber unserer Lieben sind Wallfahrtsorte der pietätvollen Liebe, die Blumen darauf sind alle im letzten Grunde ebensoviele Vergiftmeinnicht, und die Toten sagen und trösten uns oft mehr als die Lebendigen.

Und doch, die Grabesruhe des Christen, die er der Grabesruhe seines Erlösers verdankt, ist nicht der vollkommene und endgültige Friede. Es ist eine Ruhe vorbehalten dem Volke Gottes — nicht da unten im Schoß der Erde, sondern droben im Schoß der Liebe Gottes. Dort genießt der abgetrennte Geist die vollkommene Gottesgemeinschaft. „Ewige Ruhe“ nennen wir wenig passend diese gesteigerte Tätigkeit unserer Seele, insofern die bösen Friedensstörer, Sünde und Schmerz, im jenseitigen Leben keinen Zutritt mehr haben. Aber der ganze Mensch muß an diesem Zustand teilnehmen: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches.“ Die Oeffnung der Gräber der Heiligen um Jerusalem her in der Todesstunde Jesu ist ein prophetisches Wunder, ist die symbolische Darstellung eines künftigen Ereignisses, das uns alle angeht. Die Christengräber sind keine ewigen Kerker: Auf die Grabesruhe und den Todeschlaf folgt beim wirklichen Christen ein seliges Erwachen. Es muß doch Frühling werden — auch auf den Friedhöfen der Erde. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis; auch die Natur um uns verheißt uns ein Auferstehungswunder.

Dieser Glaube an die Auferstehung des Leibes kann uns in seiner Wahrheit freilich nicht bewiesen werden wie etwa ein Rechenexempel, sonst wäre er ja kein Glaube. Er will auch zunächst gar nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen erfaßt sein. Andererseits ist

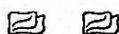
er aber auch nicht der vernünftigen Begründung bar. Er nimmt sein Recht aus den klaren Zusagen Jesu, der unsere höchste religiöse Autorität bleibt; aus der Erfahrung unserer persönlichen Lebensgemeinschaft mit ihm; endlich aus dem Gedanken, daß, wenn die Sünde nicht nur unsere Seele geschädigt, sondern auch unsern Leib der Vergänglichkeit unterworfen hat, die Erlösung von der Sünde ebenfalls unsere ganze Persönlichkeit umfassen muß.

Aber ihre Hauptstütze hat unsere Auferstehungshoffnung an der Tatsache der Auferstehung Jesu. Ja an der Tatsache! Was hat die Kritik nicht alles vorgebracht, um diese wichtigste aller irdischen Begebenheiten zu entkräften und ins Reich der Fabel zu verweisen! Aber keine Kritik kann leugnen, daß die Apostel und die urchristlichen Gemeinden an die Auferstehung Jesu geglaubt haben; daß ferner die Kirche in den zwei Jahrtausenden ihres Bestandes unerschütterlich an diesem Glauben festgehalten hat, und daß sie endlich ihre Ausbreitung auf Erden und den Beweis ihrer Wahrheit auf diesen Glauben zurückführt. Diesen Tatsachen gegenüber wagt kein nüchtern abwägender Mensch zu behaupten, daß man jetzt nach Jahrhunderten beweisen könne, daß jener Glaube der Jünger ein Aberglaube gewesen, und daß die Kirche ihre Entstehung und ihre seitherige Wirksamkeit einer frommen Illusion verdankt.

Der Glaube an die Auferstehung des Herrn gehörte vom ersten Tage an zum eisernen Bestand des Christentums, und er gehört zur Stunde dazu: Der ist kein Christ mehr, der die Auferstehung Jesu leugnet. Dem Apostel Paulus ist sie der Angelpunkt seiner ganzen weltumfassenden Lehre und Tätigkeit. Man lese einmal das 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes. Ist Christus nicht auferstanden, so müssen auch wir im Grabe bleiben! Nun ist er aber auferstanden; daher wird er, der bessere Adam, der neue Repräsentant des Menschengeschlechtes, auch uns nachziehen zur Herrlichkeit, wie der erste Adam uns nachgezogen hat zum Verderben. So lautet immer wieder sein Schluß. Die Auferstehung Jesu ist dem Apostel nur der erste Akt des durch sie ermöglichten, neu in die Erscheinung tretenden Triumphs des Lebens: Zuerst ist Christus auferstanden, dann folgt die Auferstehung der Menschen, und endlich die Verklärung und Umwandlung der Welt zur Wohnung der Seligen. Das leere Grab in Josefs Garten ist der Mutter schoß der christ-

lichen Lebenshoffnung, die Bürgschaft und Weis-
sagung eines neuen, unverwelklichen Weltfrüh-
lings.

Ostermorgen! Welche Gefühle weckt dieses Wort in den Herzen derer, die zwar noch in den dunkeln Tälern des Todes wandeln, aber nun doch den Ausgang sehen können. Freilich, kein totes Fürwahrhalten des Auferstehungswunders, das keinen Einfluß hat auf unser Handeln, wird diese Freude bewirken können, sondern nur ein Glaube, der richtunggebend ist in bezug auf unser Leben. — —



Das Kreuz.

Das Kreuz vom lieben Gott gesandt,
Das dünkt und drückt uns oft so schwer.
Doch wird durchs Kreuz auch Gnad' ge-
spendet.

Wo Gnad', da drückt die Last nicht mehr.

Das Kreuz von Menschenhand bereitet,
Das drückt den Träger schwerer schon.
Doch wer geduldig aufwärts schreitet,
Dem winkt von oben reicher Lohn.

Das Kreuz, das man sich selbst gezimmert,
Ist schwerste Last, erdrückend fast;
Denn ach! Kein Stern der Hoffnung
schimmert,

Kein Trost versüßt die bittere Last.

Das Kreuz, das Christus hat getragen,
Geht allen Kreuzen weit voran,
Und wer ihm folgt sonder Zagen,
Den trägt dies Kreuz auch himmelan.

W. Edelmann.

Erlachs Tochter.

Erzählung von Sylvia.

(Nachdruck verboten.)

VII. Ein siegreicher Abend.

Der Abend des 21. Juni 1339 ging zu Ende.

Die Sonne sank unter, und sie sandte ihre letzten Strahlen vergoldend über die Landschaft. Sie beleuchtete und rötete ein mit tausenden von Erschlagenen und Verwundeten, mit Rossen, Waffen, Bannern grauig überdecktes Feld.

Die große Schlacht bei Laupen war vollendet. Der Sieg der Freiheit in Westhelvetien über Burgund errungen, ein würdiges Seitenstück zur Schlacht am Morgarten, dem Siege über Oesterreich im Osten.

Während aber dies Alles in heißem, blutigen Kampfe vor sich gegangen war, wußte Laupen selbst von allem nichts, was vorging. Wald und Hügel hatten den Ausblick aufs Schlachtfeld verdeckt. Welche

Ueberraschung für die treue Besatzung, als die mit den erbeuteten Bannern aufziehenden Sieger unter Jubelgeschrei die zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Laupener um Einlaß ersuchten.

Wie diese die Ihrigen erblickten, wie sie einander näher sahen, und Vater und Söhne und Brüder sich erkannten, da flogen die Tore auf. In einem wahren Glückestaumel stürzten sie sich in die Arme. Ihre Errettung war ihnen nun Gewißheit. Darum gaben sie sich der rückhaltlosesten Freude hin.

Die Frauen und Töchter Laupens brachten den Siegern, was sich noch an Speise und Trank aufstreiben ließ.

Gruppenweise saßen die Glücklichen zusammen und hatten zu erzählen, wollte man doch in Laupen alles wissen, wie es gegangen sei. —

„Ja, ja“ meinte einer der Krieger, auf einige junge Bernbürger hindeutend, die den gefüllten Bechern fleißlich zusprachen, „ja, ja! Herr Erlach hats doch recht gemacht, als er zum Schutze des Banners eine auserlesene Schar aus den Zünften der Gerber und Metzger wählte.“

„Will's doch meinen,“ rief der Metzger-Fritz. —

„Nun,“ lächelte ein froher Siebenthaler. „Er hat euch gar hübsch eingeladen und gemeint: die Jünglinge, die täglich zu Bern, mit Blumen und Federbüschen geschmückt, die ersten gewesen seien, bei Tänzen und Gelagen den Feinden Hohn zu sprechen, die sollten jetzt hervortreten an den T a n z!“

„He! haben wir nicht famos getanzt“, meinte der Fischer-Ludi. „Auf jeden Fall so gut, wie die Förster!“

Alles brach in Lachen aus. Nur der Krieger, dem der Spottnamen Förster gegolten hatte, konnte einen Fluch nicht unterdrücken. „Ihr seid Schuld daran gewesen, Ihr, die ihr jetzt das große Wort führt, daß wir eure Rückzugsbewegung für Flucht ansahen. Es soll noch einmal fallen, das Wort „Förster“, dann wollen wir sehen, wer ein Feigling ist.“ Der Krieger ballte drohend die nervige Faust. —

„Was, streiten?“ fragte eine hübsche Laupener-Jungfer, die die Sieger bewirtete.

„Ist nichts, gutes Mädel“, tröstete ein Waldstätter. „Das böse Wort soll vergessen sein!“

Bald war man wieder in lebhaftem, heiterm Gespräch.

„Ha, der Freiburger Schultheiß von Maggenberg, der meinte, wir

hätten verkleidete Weiber unter uns, dem habe ich den Schädel mit meinem Kolben glatt gedrückt," erzählte Kuno von Ringgenberg.

„Ja, wohl!“ meinte ein anderer, „Maggenberg hätte auf den Freiburger Bannerträger Fülistorf wohl hören dürfen. Aber eben Zechen und Lärmen, Wettrennen und allerlei Kurzweil treiben, war leichter, als kämpfen und siegen. Aber ich hab den Maggenberg verbluten sehen. Wahrlich Kuno, Ihr handhabt schrecklich Guern Kolben.

Auch den treuen Fülistorf sah ich zusammenbrechen, Banner um Banner sinken! Ihr habts auch gesehen, Freunde!“

„Wir habens gesehen“, scholl es durch die Kunde, und ein heiliger Schauer durchrieselte die Tapfern.

„Meiner Lebtag werd ichs nie vergessen,“ sprach ein alter Graubart, „wie die Waldstätter gekämpft. In höchster Not hoben sie einen der Ihrigen auf den Spießen in die Höhe. Wir eilten zu Hilfe. Das entschied. — Gebrochen war die stählerne Mauer.

Berwirrung entstand und unter den wuchtigen Streichen der Hellebarden und Morgensterne fielen mit schrecklichem Gerassel Roß und Reiter!“ —

„Ja, und etwas vergeßt Ihr noch,“ sprach ein Solothurner. „Mitten im Gewühle ragte in den erhobenen Händen des Pfarrers von Bern die schimmernde Monstranz empor — gleich dem Leuchtturm mitten im brandenden Meere.“

„Und ich,“ erzählte ein Zunftmeister aus der Muzenstadt, „ich schaute den schönen Prinzen Johann von Savoyen in den letzten Zügen, neben ihm Gerhard von Balangin und der junge Ludwig von der Waadt, der letzte seines Geschlechtes — und gar in der Nähe Graf Rudolf von Nidau. Es ist gut, daß einem im Kriege das Herz hart wird, sonst wären mir diese Feinde im Todesröcheln Freunde geworden.“

„Und ein wahrer Edelmann ist doch Freiherr von Blumenberg gewesen,“ fügte ein Krieger den Worten des Zunftmeisters bei. „Den hörte ich schmerzvoll ausrufen, als er seine Freunde fallen sah: „Da sei Gott vor, daß Blumenberg lebe, nach dem Tode solcher Männer,“ und er sprengte ins Kampfgewoge. Ich schaute, wie sein Pferd stürzte. Blumenberg aber entschwand meinen Augen.“

„Graf Peter von Narberg war nicht so edel,“ ergänzte ein junger Schütze aus dem Oberhasli. „Der floh mit dem Gepäck der gefallenen Ritter nach Narberg, ein Feiling, wie immer.“

Als die Krieger immer mehr ins Feuer gerieten, rief plötzlich einer in der Runde: „Da kommt Hauptmann von Erlach, das Heer kehrt auf das Schlachtfeld zurück, um die Nacht auf der Wahlstatt zuzubringen.“

Gerne waren alle gefolgt. Ritter von Erlach bat, die blutigen Schwerter in die Erde zu stecken, Gott die Ehre zu geben, dem Allmächtigen, der bei ihnen gewesen sei und dem allein man den großen Sieg zu verdanken habe.

Tränen glänzten in den Augen des Feldherrn, Tränen in den Augen der rauhen Krieger. —

Das ganze Heer warf sich nieder. Ein lautes, brünstiges Dankgebet scholl zum stillen Nachthimmel empor, von dem der silberne Mond gleich dem gütigen Vaterauge des Höchsten, in majestätischer Ruhe, versöhnend herniederschautete.

Erlach und der junge Bubenberg durchwanderten miteinander das Schlachtfeld. Da sahen sie erst, wie furchtbar das Schwert gehaust, wie reiche Ernte der Schnitter Tod gehalten.

Schmerzlich bedauerte es Bubenberg, nicht selbst mit den Seinen im Kampfe gewesen und solcher Ehren theilhaftig geworden zu sein. Er bewunderte Erlach mit seinen Tapfern, als er sah, daß fünf Feinde auf einen Berner gekommen.

Der sieggekrönte Anführer gab Befehl, die Toten zu begraben und die Verwundeten theils auf die Burg, theils auf die umliegenden Gehöfte zu guter Verpflegung unterzubringen.

„Wer ist das?“ fragte Bubenberg, fast entsetzt zurückweichend, und auf eine schrecklich verstümmelte, von Pferden halb zerstampfte Leiche, hindeutend. Helm und Rüstung fehlte, nur das Angesicht mit den weitgeöffneten Augen war unverletzt und darum kennbar.

Erlach erbleichte und starrte einen Augenblick den Toten an und rief dann erregt aus: „Graf Rudolf von Nidau!“

Lange stand er ergriffen und sinnend da und erzählte dann dem ernstlauschenden Jüngling die letzte Zusammenkunft, die er mit dem Erschlagenen auf dessen Schloß gehabt, von seinem Uebermut, mit dem er ihn verächtlich einen Mann geheißt, den er leicht entbehren könne.

„Gott hat eingegriffen und furchtbar sind seine Gerichte,“ sprach Erlach erschüttert, „und wahrlich der alte Stallmeister Gotthard auf

der Nidau hat recht gehabt: Möge Gott ihm gnädig sein!“ Dann kniete der christliche Held nieder, sprach leise ein Gebet, und einen Fetzen Tuch, der in der Nähe am Boden lag, ergreifend, deckte er damit die Schauer erregende Leiche zu.

In diesem Augenblick kam ein Trupp junger Krieger, das Haupt mit Eichenkränzen umschlungen, die ihnen die Töchter von Laupen eilig als Zeichen dankbarer Anerkennung gewunden, laut scherzend daher geritten, an deren Spitze der Unterwaldner Edelmann Jost von Rudenz.

„Ha!“ rief er den beiden zu, „wer möchte sich Todesbetrachtungen hingeben, wenn man so glänzend das Leben erkämpft! Herr von Erlach und Ihr junger Freund Bubenberg kommt doch zurück auf die Burg und macht mit uns ein heiteres Spiel, an einem Labetrunk fehlt's auch nicht!“

Erlach schaute den schmucken Ritter, dem bereits schon einige Becher die feurigsten Rosen auf die Wangen gemalt, halb ernst, halb schelmisch lächelnd an und entgegnete:

„Ah so! Meint ihr vielleicht, es gelinge euch, mir den schönen Sommerlandsitz, mein Reichenbach, oder gar meine Burg Erlach abzuspieren, wie ihr dem armen Landknecht seine Hütte abgetrumpft, ohne sie jedoch zu erhalten?“ —

Der Hieb saß; aber der leichtlebige Jüngling biß sich auf die Lippen, um ja nicht merken zu lassen, daß er schmerze.

Und als hätte er nicht ganz verstanden, erwiderte er mit höflicher Verneigung: „Euch Reichenbach abspielen, Herr?! Ja, das wäre ein Fang! Doch dieser würde mein Herz wenig beglücken, wenn ich damit nicht auch dessen schönsten Edelstein eroberte.“

Johann von Bubenberg lachte hell auf und stieß den Feldherrn an die Seite. Rudenz aber fand es für besser, seinen Kameraden nachzureiten, die singend und jauchzend von dannen trabten, als auf weitere Erörterungen einzugehen, machte Kehrt, warf aber dabei Bubenberg einen wütenden Blick zu; denn sein Lachen hatte ihn argwöhnisch gemacht und allogleich erblickte er in dem gesetzten, jungen Manne einen fürchterlichen Rivalen. —

Erlach schwieg eine Weile, man sah ihm an, daß das leichtfertige Wesen Rudenz's ihn unangenehm berührt hatte. Bubenberg wollte daher den Eindruck zu verwischen suchen und bemühte sich Jost von Rudenz zu entschuldigen, ja, ihn zu loben.

„Er ist launig aufgelegt, der frohe Unterwaldner“, sagte er. „Nun, er darf sich freuen; die Waldstätter haben sich herrlich gehalten, und wie ich hörte, war er einer der Tapfersten unter ihnen. Freude ist ihnen wohl zu gönnen nach dem heißen Tage, und wenn sie dabei ein wenig das Maß überschreiten, Herr von Erlach, schlägt es nicht zu hoch an; solche Tage gibt es nicht dukendweise in einem Menschenleben.“

Der edle Jüngling hatte eben keine Ahnung, weshalb der Feldherr dem jungen Edelmann nicht ganz hold schien. Er meinte bloß, der momentane Leichtsinn desselben habe ihm dem gestrengen Manne, mißfallen.

Erlach blieb ernst, — jedoch Bubenberg freundlich anblickend, sagte er: „Euch täte etwas Ruhe not, nach all den schlaflosen Nächten. Suchet euer Lager auf, und probiert, ob ihr mitten in diesem Freudentrubel, der von allen Seiten widerhallt, dennoch etwas ruhen könnt. Ich selbst will noch unserm treuen Feldpater, Pfarrer Baselwind, gute Nacht und ein herzlich Dankwort sagen und ihn fragen, wann er morgen die Feldmesse zu zelebrieren gedenkt, damit es rechtzeitig von der Tagwacht ausgerufen werden kann. Die Wachen werden auf der Wahlstatt ihre Pflicht tun, wie es Pflicht ist!“

Herzlich reichte Erlach dem bernerischen Schultheißensohne die Hand und betrat das Lagerzelt des wackeren Leutpriesters.

(Fortsetzung folgt.)



Das verhätschelte Leneli.

(Schluß.)

Von Pfr. Herzog, Ballwil; zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtsjahres, etwas zugestutzt von Pfr. Kronenberg.

Leneli wuchs indessen hübsch heran, nur daß es nicht schöne Zähne hatte, ein Erbgut der Mutter und eine Folge von vielen Zuckersachen. Lene hätte es gern in die Pension getan und hier nun hatte ihre närrische Liebe und ihre Blindheit zur Tochter doch auch ihr Gutes; es war ihr nämlich viel zu lieb, als daß sie sich von ihm hätte trennen mögen; ihr Herz und besonders ihre Nerven hätten einen solchen Schmerz nicht ausgehalten, und so gerne sie es hätte mögen französisch reden hören und mit dem Sommerdächli spazieren gehen sehen, so waren hierin Beide einig, daß es nicht in die Fremde gehe, man könne ihm ja

auch hier einen Schulmeister zutun und mit einem Modejournal käme man schon weit und andere kommen damit auch aus.

Mathis sah mit einer Art Bangigkeit auf seine Tochter herab oder hinauf. Er hatte in seiner kindlichen Freude gehofft, in Leneli einen Gesellen zu bekommen, aber die hätte natürlich keine Feile nur angerührt. Ueberhaupt waren ihm auch andere Töchter zu hoch erzogen, weit über die „Schnur“, über ihren Stand, und nur fürs Heiraten ausschließlich — als ob alle andern Sakramente nichts zu bedeuten haben — und zwar so, daß gerade diese Heiratsbildung das Heiraten unmöglich machte. Die Mädchen z. B. in seinem Dorf hätte Mathis an keinen Mann zu bringen gewußt als höchstens etwa an den Wirt; aber der konnte doch nicht alle selber nehmen, die französisch lesen und tun können, die Krinolinen und chinesische Zöpfe trugen, die am Werktag nicht arbeiten, am Sonntag nicht beten wollten, die nichts machen konnten als Sticken, — Stricken war ihnen schon zu bäurisch — für nichts da waren, als schön zu kommen, zum Spazieren mit dem Sonnendächli, zum Tanzen und Maskengehen in der Fastnacht, Zeitungen zu lesen und etwa einen Salat anzumachen. Aber einer solchen Mamsell zumuten, die Säue zu füttern oder gar ihnen den Ferkel zu reinigen, d. h. zu misten, das wäre ein Affront gewesen und keine hätte sich einer solchen Arbeit unterzogen. — Auf der andern Seite — man muß eines sagen wie's andere — stimmten freilich und leider die Buben ganz und gar zu solchen Dingen; es waren nämlich im ganzen Dorf keine Buben, sondern nur Herren, — keine Bauern, Schneider, Schuster, Schlosser, Schmiede, Wagner usw., sondern alles sind Studenten, dann Offiziere, dann Schreiber; diese kamen dann auf die Bureaux, wurden Advokaten, Doktoren, gingen auf die Eisenbahn, wurden Kommiss, Reisende, Geschäftsmänner und traten unter die Beamten ein, deren Zahl Legion ist. Also wie der Topf, so der Deckel, wie die Frau, so der Mann, und so war es nicht bloß im Dorf, sondern in allen Dörfern, alles Städter, alles Herren. Ob nun die Mädchen die Buben verderbt, d. h. zu Herren gemacht haben, oder ob die Meitli den Buben zu lieb und zu Ehren mußten Frauenzimmer werden und nicht mehr arbeiten, alle Tage Feiertag haben und doch nicht in die Kirche gehen und über Tisch beten, oder ob der Zeitgeist zu gleicher Zeit in beide Geschlechter gefahren und sie so total umgestaltet, d. h. verdorben hat, das weiß ich nicht; aber unser gutes Leneli wird nun ebenfalls von dieser Maschine, diesem Schwungrad der Mode ergriffen und im Kreis herumgedrillt — bis es tot ist oder einen Mann hat!

Wir haben uns unvermerkt der Katastrophe, der Entscheidung genähert, dem Sonnenuntergang, der Wirkung dieses Giftes, von der Mutterhand selber dem lieben Kind eingeträufelt. Es war im März jenes Jahres, als das Leneli gerade ins 18. Altersjahr eingetreten und bereits die letzte Silbe von seinem Namen abstoßen wollte, um eine Lene zu werden, wie die Mutter ist. War es die Sonnenwärme, die reine Luft des Frühjahrs, einige Spaziergänge im Freien, vielleicht daß es im Garten gewesen, einige Blumen zu versetzen — Leneli fühlte sich am Abend bedeutend müde; es klagte überall, daß es nicht stehen möge, geschweige gehen; auch wenn es sitze und nichts arbeite, sei es müde bis in die Seele hinein; sogar im Bett erhole es sich nicht, sei am Morgen müder als am Abend; auch der Geist sei lahm geworden und der „Appetit“ schlafe.

Die Mutter tat alles, um dem Kinde Appetit zu machen und diesen sodann zu befriedigen mit dürrer Kirschen, Konfitüren, kleinen Pastetchen, und wie die Mutter sah, daß auch das Süßeste und Liebste keine Gnade finde vor den Augen, dem Gaumen und Magen ihrer Tochter, da ließ sie die Hände sinken in tiefer Hoffnungslosigkeit und nun mußte „an der Stelle“ der Doktor, Hr. Gründer, aufmarschieren. „Wenn es nur nicht schon zu spät ist“. Gründer kannte Natur und Charakter Lenelis, zuckte zwar etwas mit den Achseln, meinte, die Krankheit habe sich über ihre Natur und Klasse und Name noch nicht entschieden; sie deliberiere noch, man müsse sie studieren, was sie werden wolle; aber er gab gleichwohl, sie möge nun werden, was sie wolle, schon am gleichen Tage zwei Mixturen, eine rote und eine schwarze.

Wie es geht, wollen die Leute, besonders die Weiber, und hier ganz aparte die Weberin, die Sache besser wissen als der Doktor selber, der doch hier und in unserm Fall noch kein Urteil abgegeben und selber noch studierte, wie er die Krankheit taufen wollte. Die Frau Nachbarin Weber machte, wenn möglich, ein noch doktormäßigeres Gesicht als der Doktor selber und sagte, wie verloren, es gefalle ihr nicht, daß Leneli im Gesicht so rot werden wolle. Das herumstehende Publikum, — da es sah, daß Mutter Lene etwas alteriert sei ob dieser Entdeckung und da es selber auch glaubte, es könnte ein Ausschlag oder so etwas im Hintergrund sein, protestierte des entschiedensten gegen das Anbringen der Frau Weber und ihr eigenes Vermeynen, das rote Gesicht komme von der Sonne, vom Föhn, vom Schaffen im Garten, von der Bettwärme, von der Angst, von dem Kaffee,

den Leneli erst getrunken. Wenn so etwas im Anzug wäre, Leneli hätte Fieber, Durst; es hätte sich schon etwas gezeigt; es sei ja ganz glatt an der Haut, habe nie so etwas gehabt; wenn ein Gift in ihm steckte, es hätte sich nicht so lange verstecken können; es gehen ja gar keine solchen Krankheiten aus; es sei eben Haustagen und da übe sich immer etwas; die Weiber verschrieben nun so „handwerksgemäß“: Kamillentee, schweißtreibende Lindenblust, Ueberschläge mit Milch und Wasser und was jede schon an sich selber erprobt oder von andern gehört oder etwa gelesen hatte. Hingegen die Weberin blieb felsenfest und wollte durchaus einen Friesel haben, und zwar den weißen, den gefährlichsten; sie hütete sich aber wohl etwas zu sagen, teils um sich nicht zu kompromittieren, wenn es kein Friesel wäre, teils um nicht der Mutter Angst zu machen; endlich wollte sie auch dem Arzt nicht widersprechen, obwohl sie wußte, daß er nichts könne; aber man weiß nie, wenn man ihn etwa haben müsse. Sie konnte es aber doch nicht übers Herz bringen, den Friesel bei sich zu behalten und teilte es — unglücklicherweise — dem Mathis, ihrem Bruder, mit, aber er solle ja niemanden etwas sagen. Das war scharfer Tabak für den gr:ten Schlosser und er konnte nicht anders, als dem Doktor konfidentielle Mitteilung zu machen, freilich ohne die Hinterbringerin, seine Schwester, zu verraten. Der Doktor lachte über den Verdacht; man solle ihn nur machen lassen und nicht auf jede Frau hören; es sei nichts anderes als ein unbedeutendes Tertialfieber; mit einigen Mixturen sei man dem leicht Meister. Mathis war beruhiget, aber doch, wenn Leneli am Morgen noch so einen roten Kopf habe, müsse der Doktor Gräber oder Gärber noch zugezogen werden; ihrer Zwei mögen doch mehr — ziehen — oder was? — als nur einer. Aber Gott denkt und Vene lenkt. Sie wollte nichts von Gräber wissen und zwar weil ihr einmal seine Frau vorgehalten, sie sollte notwendig ihr Leneli in ein Kloster tun, da es ihr viel zu lieb sei. „Kann denn ein Kind einer Mutter je zu lieb sein?“ sagte die Schlosserin und dachte ihr dran.

Leider war die Nacht nicht eine ruhige; die Fieber stiegen, daß einmal Leneli den Mathis durchaus für den Doktor hielt und ganz und gar nichts von ihm abnehmen wollte. „Es ist aber auch kein Wunder“, sagte die Mutter, „denn es war gestern so viel Wolk da und sie redeten mit der Tochter so viel, und machten ihr den Kopf so voll“ — auch hat sie ihr — gegen den strengsten Befehl des Doktors —

gestern Kaffee gegeben, sie konnte nicht anders, da sie das arme Kind so sehr erbarmte; sie sehe aber auch nicht ein, daß das Kaffee ungesund sein soll.

Voll Ungeduld wartete man auf den Arzt; denn ob schon Leneli gegen den Morgen einige Ruhe gefunden, wollte es der Mutter doch verdächtig vorkommen, daß der Kopf so rot sein könne, während sich sonst doch Leneli so einer schönen, wahrhaft erbauenden Bleiche zu erfreuen hatte —, freilich es habe eine gutes, warmes Bett und seien die Fenster alle die ganze Nacht geschlossen gewesen.

Um 10 Uhr — bevor der Arzt da war — kam die Weberin, dieser Todesbote, sah scharf auf die Kranke hin, öffnete den Fensterladen und sagte höchst gravitatisch und medizinisch, aber gleichwohl tief bekümmert: „Ich weiß nicht, was das ist, es ist doch gar zu rot; redet denn niemand von einem andern Doktor? Das könnten ja die Blattern sein!“ „Die Kindsblattern?“ rief die Mutter mit einem Ausdruck, als ob es ihr letztes Wort wäre. Sie erholte sich aber wieder und sagte ganz ruhig: „Das ist nichts, Leneli ist geimpft und 's hat gut gezogen.“ Nun kam so eine Stigmatisierte und sagte: „Pah, ich bin auch geimpft gewesen, da“ — deutete auf ihr fürchterliches Gesicht — „da könnt ihr den Schein des Doktors lesen, der mich geimpft.“ Jetzt wollte es der Mutter übel werden und sogar der Tod selber ihrer einzigen und innig geliebten Tochter kam ihr — im Angesicht der übelheimgesuchten Marie — nicht so schrecklich vor, als wenn Leneli in diesen Abgrund versinken sollte, von wo keine Rettung mehr ist, wo selbst alle Hoffnung — auf's Heiraten — verschlungen wird!

Um 10 Uhr kam abermals der Arzt und da man ihm die Pistole auf die Brust hielt, d. h. von einem zweiten Doktor sprach — wie Geßler dem Tell den zweiten Pfeil vorhielt — da mußte er freilich sagen, was er — nicht wußte, ja, was er nicht glaubte, nämlich daß der Ausatz nur Friesel und nicht Blattern seien. „Einmal — so raisonnirte er — können es die Blattern sein oder nicht sein, ob ich sie nun dafür erkläre oder nicht und wenn ich auch ihr Dasein nicht zugebe, kann ich insgeheim doch gegen sie agieren“, und sodann besorgte er mit Recht, „wenn ich die Blattern zugebe, so habe ich nicht bloß die Schlosserei leer, es bleibt kein Mensch mehr zum Bewachen, sondern das ganze Dorf bekommt die Blattern, sogar die schwarzen, die Pest, und die Leute sterben aus bloßer Angst.“

Er tat also bei aller Furcht sehr kuraschiert, lachte die Weberin nur aus, pochte auf die Impferei und gratulierte schon der Frau Vene, und in der That, er hat es durchgezwungen, der Ausschlag zeigte sich schon am andern Tag nur als Friesel und die Partie der Blattern mußte die Flucht ergreifen und abziehen. Von dem Herzen der Mutter war ein Berg gewichen und der Doktor trug den Kopf noch einmal so hoch, meinte aber doch, alle Gefahr sei noch nicht hinter uns und erst jetzt gehe eigentlich die Gefahr an, jetzt heiße es aufpassen, denn der Friesel ist ein Schelm. Die Mutter aber tat nur lachen, der Friesel war ihr nur ein Spaß, da der schrecklichste der Schrecken, die Blattern, aus dem Felde geschlagen ist; dem Friesel wollte sie jetzt schon Meister werden. Der Doktor kam auf den Abend wieder, versicherte noch einmal, daß alle Gefahr vorüber, daß man aber stets vorsichtig sein müsse. Deshalb stellte er seine Wachen auf, verdoppelte die Posten, verschloß alle Zugänge, verriegelte alle Tore der Festung und beim ersten Alarm sollen sie ihm Meldung tun und wenn es im tiefsten Schlafe sei; der Feind müsse durch Schweiß herausgetrieben werden, es mag kosten, was es will; darum nur immer geschwigt, nie abgedeckt, keine Luft, kein Wasser, kein Pardon, bis die letzte Blatter sich abgeschuppt, der letzte Feind das Schlachtfeld verlassen habe, und „hemit habe ich die Ehre, mich zu befehlen.“

Die Hebamme, die zurückgeblieben als Hausfreundin, meinte, der Doktor wolle ihnen nur Furcht machen; sie wisse auch, was Friesel ist, besonders Kindbettfriesel; das sei noch etwas anderes. Indessen wäre sie doch gerne heimgegangen, da sie für heute Nacht nicht ganz ruhig war und Geschäfte besorgte. Frau Mathis holte roten Wein, Tee und Zucker, schenkte der Hebamme ein und diese wird redselig und blieb. Gegen Mitternacht hatte Veneli stark Fieber, wollte durchaus Wasser, was vom Arzt verboten war. Größer war noch ihr Verlangen aus ihrer schrecklichen Hitze hinaus und probierte immer, die Decke wegzumachen, einen Arm, einen Fuß emporzuheben, ja sie bat beim jüngsten Gericht, sie auch nur eine halbe Stunde ans offene Fenster zu lassen. Die Mutter hätte dem Flehen gerne nachgegeben, aber die Hebamme war felsenfest. „Es ist dein Tod“, sprach sie entschieden; „ich weiß es und harre nur aus, bis es Morgen ist.“ Sie deckte sie überall wieder zu. Nach Mitternacht sagte die Mutter zur Hebamme, sie solle sich ein wenig auf's Bett legen, die Fieber haben nachgelassen, sie werde der Kranken schon Meister und wolle sie schon in Ordnung haben, und

so ließ sie sich bestimmen zu gehen, ließ aber die gemessensten Befehle zurück, sie nicht aufzuheben, ohne sie zu wecken.

Kaum war die Hebamme fort und abgelegen, so wendete die brennende Kranke sich an die Liebe und Weichheit ihrer Mutter, bat sie, ihr doch die obere Decke wegzunehmen und sie nach und nach ihrer Hitze zu entledigen; so müsse sie ja zugrunde gehen und der Friesel sei ja prächtig heraus. Die Mutter in ihrer Unselbständigkeit und Liebe konnte nicht anders als nachgeben und das gute Leneli machte den schnellsten und weitesten Gebrauch dieser Nachsicht. Sie ist nicht gerade aus dem Bett heraus und unter's Fenster gesprungen, hat aber vorgegeben, auf den Stuhl zu müssen und machte sich nun hier so ziemlich bequem, besonders daß es jetzt die Federn weg hatte, leichter angetan war und es ihm sehr behaglich wurde, ohne die strenge Herrschaft der Assistentin sich ein wenig zu erholen. Wie auch die Mutter zusprach und sie wieder ins Bett bringen wollte und zweimal sogar mit der Hebamme drohte, so wußte doch Leneli alles zu verzögern und allerlei Ausflüchte zu erfinden, um noch länger im leichten Negligée sich zu erholen, bis es leider bald „zu spät“ geworden wäre.

Leneli selber fühlte nach etwa einer Stunde, daß die Hitze nicht nur nachgegeben, sondern es fühlte einen Druck auf dem Herzen und ein leichtes Schauern in den Gliedern, so daß es nun der Mutter nachgab, ihr folgte und nun aus eigenem Willen zum Bett zurück verlangte. Die kalte Kur hatte dem armen Kinde etwas zugesetzt, mehr als es gewollt; es wünschte nun die geflohene Wärme wieder zurück; aber wie es sich einhüllte und die Mutter Decken auf Decken beigete, ein gewisses Unbehagen wollte nicht weichen und ein Tee schlug wenig an, so daß die Mutter Angst bekam und nicht warten mochte, bis die Hebamme erwacht! So gegen 6 Uhr kam nun diese, machte aber bedeutend ernsthafte Augen, als sie den starken Atem vernahm und wie Leneli klagte, es drücke ihm fast 's Herz ab. Bevor nun die Hebamme ein Examen abnahm, kam ihr diese Veränderung höchst sonderbar und wichtig vor, wurde totenblaß, als sie den Ausschlag so viel als verschwunden fand und sagte barsch: „Da ist etwas gegangen, sie ist erkältet, muß sich abgedeckt haben, am Fenster gewesen sein und so der Friesel hineingegangen. Die Mutter erschraf, mehr ob dem blassen Aussehen der Tochter als dem Ton der Hebamme, behielt indessen noch so viel Fassungskraft, daß sie die Verkältung flott weglegnete und dadurch Arzt und Hebamme auf falsche Spuren führte und ihrer

armen Tochter einen bösen Dienst tat. Freilich der Arzt — der alsbald und zwar aus dem Bett geholt wurde und deshalb etwas wenigswunderlich war — und die Hebamme waren sich gewöhnt an solche Untreue und wollten nun nachholen, was das Erkälten vernachlässiget. Die Mutter war ungemein tätig, folgte allen Blicken des Doktors, betete und gelobte zwischenhinein, tat der Hebamme ungemein schön, aber die gute Vene wollte sich nicht erholen, so daß vom Pfarrer geredet wurde. — Es gereichte der Mutter zum großen Trost, daß nun durch die hl. Sacramente ihre Tochter versehen, gesichert sei der Seele nach; aber sie hätte doch lieber vom Arzt eine gleiche Versicherung hören mögen, denn für die Seele glaubte sie sich nicht so verpflichtet, wie für den rückwärts getretenen Friesel und überhaupt lag ihr immer ihr eigenes und der Tochter leibliches Wohl näher als nur das Leben der Seele, welches sie bei ihrer ganzen Pädagogik regelmäßig dem Leib und dessen Wohlfahrt aufgeopfert. Aber auch im jetzigen Augenblicke wollte sie noch keineswegs ihre Schuld bekennen, auch nicht geheim, nicht einmal vor ihrem Gewissen, das nicht glanz und so schnell sie losprechen wollte, als der Pfarrer das arme Veneli, ein Opfer mütterlicher Verzärtlung, d. h. mütterlicher Liebe. Denn — um den Leser nicht lange in seinem Todeschrecken zu foltern — das gute Veneli ist eben schon am gleichen Abend gestorben.

Es heißt in der hl. Schrift: „Es ist dem Menschen gefeßt, einmal zu sterben, hernach kommt das Gericht“. So auch hier; doch wollen wir nicht das Gericht des Herrn über das arme Veneli anhören; das wird sich schon machen, denn es war sonst ein braves Kind, seine Gebrechen kommen nicht allein auf seine Person und es ist gut gestorben — hingegen gibt es neben dem göttlichen Gericht auch ein menschliches, und da mag es heißen: Bei Gott ist Barmherzigkeit, bei den Menschen nicht!

Es ist möglich, daß die Hebamme den ersten Stein auf die jetzt ohnehin wahrhaft erbarmungswürdige Mutter aufgehoben oder daß der Doktor den ersten Ton zu diesen schrecklichen Gerichtsverhandlungen angegeben. Der unerwartete frühe Tod des so lieben Kindes hat in der ganzen Gemeinde großes Aufsehen gemacht, besonders bei der jüngern Welt und nicht bloß bei der weiblichen, aber eigentlich auch bei der größern, ältern. Mit dem Vater hatte ungeteilt Alles Erbarmen und wer ihn, den ehrlichen Schlosser, weinen sah, der weinte mit; hingegen fand Frau Vene nicht die gleiche Teilnahme — ob mit:

Recht — weiß ich nicht. Wohl möglich, daß man sie nicht recht mochte, weil auch sie nicht Alle liebte — daß man sich rächen wollte für ihren Hochmut, womit sie ihre erst noch blühende Tochter gern hatte sehen lassen, oder auch, weil nicht auszusprechen ist, wie die Schadenfreude, der Neid, selbst im Angesicht des Todes, nicht sterbe, durch keine Trauer verhüllt, durch keine, auch noch so lange Schleier verdeckt, ja durch keine Tränen abgewaschen werde. Ist es möglich, möchte ich fragen, daß wenige Herzen waren, die nicht eine gewisse Freude fühlten, als Leneli hinausgetragen wurde und ins Grab versenkt! Es war doch allen Leuten lieb, aber auch da und dort einer lieben Freundin (?) etwas wenigens im Weg, und es hatte keine Freundin, die sich nicht über irgend eine Kleinigkeit zu beklagen hatte, und so konnte es sein, daß das eine und andere nasse Auge doch mit einer Art von Trost und Befriedigung auf die Bahre, auf das Grab herabschaute. O, welch' ein Abgrund ist das Menschenherz, auch wie das Grab, ein unbekanntes Land! All' dieses giftige Gewürm gruselte jetzt nur noch unter dem Leichentuch des ersten Tages, keines hätte auch nur mit einer Silbe gewagt, etwa zu sagen, daß Leneli oder seine Mutter am frühen Tod schuldig gewesen. Endlich löste die Hebamme diesen Bann, dieses Stillschweigen, hob diesen schweren Leichenstein mit einem einzigen Wort und jetzt regte sich neues Leben unter den Ruinen der Freundschaft. Sie sprach nämlich einst, wie verloren: „Es geht so, wenn die Alten Narren sind mit den Jungen; Leneli könnte davon erzählen“ — und wie man sie drängte, sich näher darüber zu erklären, da sagte sie im Vertrauen, daß die Mutter das Kind im Schweiß und als der Friesel hübsch im Flor war, aus dem Bett genommen, selbes nur leicht zugedeckt habe verkalteten lassen und so den Tod herbeigeführt.

Natürlich wurde bald das ganze Dorf, auch der Doktor in dieses „Vertrauen“ gezogen und es ging nicht lange, daß Lene, die Mutter selber, davon Kunde erhielt und zwar auf eine grobe, unverdiente Art, da eine Frau geradezu behauptete, Lene habe ihr Kind umgebracht. Das kam ihr zu Ohren und sie hätte sich tot weinen mögen, flagte es aber vorderhand nur der Hebamme allein. Diese glaubte nun, Lene wisse, daß sie dieses Geheimnis entdeckt und wollte aufbegehren, besann sich aber schnell und entschuldigte die Frau, sagte ihr aber doch, daß Leneli erkaltet sei und daran gestorben; wie sie aber sah, daß das die Mutter niedergeschlagen, gab sie gleich Balsam für diese tiefe

und schmerzliche Wunde und sagte, offenbar sei sie, die Mutter, an dem tödlichen Verlauf des Friesels ganz und gar unschuldig — das versteht sich — das ohnehin schwache, zarte Gewächs wäre gleichwohl unterlegen, auch seien schon Viele gestorben, wenn sie nicht erkaltet seien — und was andere Trostgründe sind. Aber das Ventil der öffentlichen Meinung war nun einmal geöffnet, der Bann gelöst, das Stichwort gegeben, die Geister zitiert, und nun mußte man dem Strome seinen Lauf lassen; die innersten Gedanken des Herzens kamen an das Tageslicht.

„Da sieht man wieder“, sagte die Frau Doktor, die kein Kind hatte und sich jedesmal tröstete, wenn eines starb, „wie es geht, wenn solche Leute, die nichts verstehen, Kinder haben wollen!“ — Eine Frau, des Wächters, meinte, es sei ein Unglück, nur ein Kind zu haben; sie wäre nie so glücklich gewesen, auch nur eines von dreizehn zu verlieren; sie habe ihren Kindern allen zusammen nicht so viel Zucker gegeben, als Leneli an einem Tage gegessen. „So geht's, wenn die Frauen alles und allein regieren“, murrte der Weber, der glücklicherweise auch nicht viel Meister war; „die Frauen verstehen das nicht, aber gleichwohl soll der Mann nichts dazu zu sagen haben.“ — „Es ist kein Uebel, das nicht auch sein Gutes hat“, brachte die Kathri vor; „der Nazi ist jetzt auch froh, daß er den Schlosser erben kann.“ — „Sie kann jetzt lange gehen, die Lene“, sagte ihre Nachbarin, sonst ihre Freundin, „mit einem schönen Grabstein; hätte sie ihr Kind nicht so verzärtelt, so hätte Leneli den Friesel nicht bekommen — von ihnen habe ihn noch keines gehabt — oder Leneli wäre stärker gewesen und hätte ihn überwunden, wie andere auch, nicht bloß den Friesel, sondern die Blattern. Da wissen gewiß die dummen Frauen nicht, was sie tun, wenn sie ihren Kindern alles nachlassen und sie selbe Meister sein lassen in gesunden Tagen, wie soll man denn sie regieren, wenn sie krank sind? Der Mann hätte es nicht zugeben sollen, der Schlosser; der hätte sollen gescheiter sein; aber freilich er ist auch nichts Meister. Da hat sie nun ihre Mutterliebe, die arme Lene, womit sie sich so groß gemacht; ich weiß noch wohl, wie sie mir eine Predigt gehalten, als ich einen unserer Buben ausgeklopft. Lieber wollte sie selber weinen, als ein Kind zum Weinen bringen, und wie sie mir ihre Mutterliebe auslegte. Jetzt sieht sie, wohin eine solche Affenliebe führt — zum Tod. Sie kann jetzt lange plären; wäre sie vernünftig gewesen, so lebte Leneli noch!“

Ja, wie es gehen kann — gerade jene Frau Schreiberin, welche über den Pfarrer am wärmsten aufbegehrte wegen der Rute, und der Lene in allem Recht gab, — gerade diese war jetzt eine der härtesten, unbarmherzigsten, welche über die arme, verlassene Mutter herfuhr, als habe sie es ihr immer gesagt, wie daß sie ihr Kind zugrunde richte an Leib und Seel', wenn sie ihm alles nachlasse; sie sei gleich nichts mehr über dasselbe Meister; sie habe das schon an vielen Kindern gesehen. — „Man hätte“, schlug die Louise an, „auf die Inschrift des Kranzes nicht schreiben sollen: „„Selig, die eines reinen Herzens sind““ — sondern: „„Selig das Kind, welches das Joch der Zucht getragen von Jugend auf““ — oder: „„Selig das Kind, das von seiner Mutter die Rute bekommen““ — oder: „„Selig das Kind, das nicht selber Meister gewesen, es wird lange leben.““

Lene, ohnehin durch den Tod ihres Kindes hart genug gestraft und immer in größter Traurigkeit, wurde durch diese Mitteilungen und die harte Behandlung, die Herzlosigkeit gegen sie schrecklich — nicht wütend, sondern traurig und niedergeschlagen, so daß sie in aller Behmut mit Mathis redete und ihm ihren Kummer und Schmerz mitteilte. Hatte dieser nun auch mit seiner Frau nicht die gleichen Grundsätze und hatte ihm auch ihre Pädagogik nicht in allem entsprochen, so war er doch weit entfernt, seine Frau für das Sterben seines Kindes verantwortlich zu machen. In seiner Gutmütigkeit beruhigte und tröstete er die bekümmerte Lene und meinte, der Wille Gottes walte auch über ein armes Kind; sie wollen es Gott aufopfern und aus der Not eine Tugend machen, ja Gott danken, daß er ihnen das Kind gegeben, daß sie so viel Freud' an ihm erlebt haben und daß er es jetzt von ihnen genommen habe, wo die Erziehung am allerschwierigsten hätte werden können und wo für das gute Kind die Rosen abgefallen und nur noch die Dornen geblieben wären. Sie haben doch das Kind für den Himmel erziehen wollen, als ein Kind Gottes, und bevor die Welt oder die Sünde seiner Meister geworden, ja dasselbe nur angehaucht hat, habe es Gott zu sich genommen und somit sei es auch für sie nicht ganz tot — und wußte so schön zu reden, daß sich Lene fast erbaut hätte und zum ersten Mal dachte, ihr Mann sei gescheiter — nicht als sie, aber als sie ihn sich vorgestellt hatte.

Gleichwohl war sie nicht ganz beruhigt und hätte gern mit dem Pfarrer geredet; aber sie erinnerte sich an ihre einstige Unterhaltung mit ihm und es könnte sein, daß sie davon nun die zweite Auflage

bekäme und sie hatte noch genug an der ersten. Indessen hat der Mathis sie aufgewiesen, ja er hatte schon selber, vorläufig, ohne ihr Wissen mit ihm geredet und nun durfte sie doch nicht anders. Dem Pfarrer war es überhaupt nicht darum, daß er alles wissen wollte und meinte nicht, er verstehe und könne alles. Besonders mischte er sich nicht gern in Weiberhändel und speziell mit der Schlosserin unterhielt er sich nicht gern, weil man sich bei ihr leicht und bald verhalten konnte, ohne irgend etwas zu erzwecken.

Die Mutter ging denn auch wirklich am Zittig zu ihm hinauf und zwar nicht etwa mit Vorwänden, sondern am Morgen schon und begann zuerst damit, daß sie für ihr gestorbenes Töchterlein so schrecklich weinte, daß sie lange nicht reden konnte. Und wie sie endlich zum Wort kam, so klagte sie, daß jetzt die Leute so über sie reden und daß sie ihr vorhalten, sie sei schuldig, daß ihr Leneli gestorben — das sei so hart als der Tod selber. „Wenn man so, wie ich, ein Kind auferzogen, so viele Nächte an seinem Bett gewacht, dasselbe nie allein gelassen, lieber selber nicht gegessen, als dem Kinde nichts geben, jedes Lüftchen von ihm abgehalten und ein von Natur schwaches Kind siebenzehn Jahre lang gehabt, so hat man gewiß nicht verdient, daß man einem noch das Sterben des Kindes vorhalte, als ob ich's verwahrlost hätte; im Gegenteil, nur zu gut habe ich zu ihm gesehen.“

Der Pfarrer, der seine einstige Unterredung mit der Mutter nicht vergessen hatte, war in schlimmer Lage; er wollte die betübte Mutter nicht abschrecken und wollte ihre Trauer nicht vergrößern; aber andererseits konnte er sich doch mit ihrer Erziehung nicht einverstanden erklären. Es kam ihm nicht darauf an, Recht zu haben, er suchte die Mutter zu trösten, ohne gerade auch ihr in allem zuzustimmen.

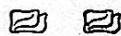
„Ja — sagte er — die Erziehung ist eine Kunst; man kann zu wenig tun und kann zu weit gehen und das richtige Maß ist oft schwer zu treffen und inne zu halten. Wie gesagt, man sollte die Kinder mehr für das Schwere, Bittere erziehen; wenn sie es gut bekommen, so nehmen sie das ohnehin an; zu Entbehrungen sollte man sie anhalten. Es ist leider schon manches Kind an Ungehorsam gestorben; denn Gehorsam kommt nicht von selber, er muß gelernt und geübt sein von früher Jugend her und der Eigensinn der Kinder wird am leichtesten gebrochen, wenn sie noch klein sind. Ihr habt es offenbar gut gemeint, obwohl eigentlich nur jene Meinung gut ist, die vernünftig und christlich ist, und es kann eine Mutter sich ebenso sehr

versündigen, wenn sie ein Kind nicht oder nicht auf die rechte Art liebt. Das Leben ist eine Gabe Gottes und Gott ist auch der Herr desselben und kann eine so junge Pflanze aus dem irdischen Paradiese wegnehmen und ins himmlische versetzen, wo jetzt eure Lene ist; sie war ein unschuldiges, braves, religiöses Kind und das ist euer Trost und der meine auch. Lasset die Leute reden und beten wir für das Kind, es wird auch für euch beten, wie Ihr es verdient.“

Damit mußte sich die Lene wohl oder übel zufrieden geben. Sie hat noch lange um das Leneli geweint und mit der Zeit, da sie nun kein Kind mehr hatte, ist es ihr doch vorgekommen, sie hätte es anders machen sollen mit ihrem lieben, zarten, hübschen Leneli.

* * *

Nun werden Viele sagen: „Mein Kind lebt immer noch; ich habe es nicht verzärtelt, nicht mit Zucker und alles Nachlassen verdorben oder gar vergiftet.“ Schön so! Dann sprichst du dich ja schon selber los von diesen und vielleicht allen Erziehungsünden, bevor du nur das Gewissen recht erforscht hast. Da solltest du eigentlich die Geschichte — noch einmal lesen! —



Der weiße Sonntag.

Eines Tages saß Napoleon I. mit seinen Generalen beim festlichen Mahle. Es war nach einem neuen, ruhmvollen Siege der französischen Armee. Der Kaiser war gut aufgelegt, die Unterhaltung zwanglos und lebhaft.

Ein hoher Offizier erlaubte sich die Frage, welches für Napoleon der schönste Tag seines Lebens gewesen sei. Die Antworten lauteten verschieden, da der Kaiser seit seinem ersten Auftreten als General der französischen Armee von einem maßlosen Glücke begünstigt worden war. Ein Waffengefährte, der Napoleon 1798 nach Aegypten begleitet hatte, sprach: „Das war der Tag, da unser Kaiser die gewaltige Schlacht bei den Pyramiden schlug.“ Ein zweiter antwortete: „Das war der Heldentag bei Marengo.“ Ein dritter hielt den Tag der Kaiserkrönung, 2. Dezember 1804, als das glücklichste Ereignis; ein vierter die Dreikaiser Schlacht von Austerlitz, 1805; ein fünfter den Tag, da die kaiserlichen Adler auf den Wällen Wiens aufgepflanzt wurden, 12. Mai 1809. So ging das Raten weiter. Zuletzt sprach Napoleon selbst: „Keiner hat's erraten, ich kenne den glücklichsten Tag meines

Lebens wohl, es war der Tag meiner ersten hl. Kommunion.“

Lautlose Stille trat ein. General Bertrand, der treue Vertraute seines Herrn, aber wischte langsam eine Träne aus seinem Auge. Die Kaiserkrone brachte dem großen Weltoberer Unruhe, Kummer, Sorgen und zuletzt die Verbannung auf die einsame Felseninsel St. Helena. Am ersten Kommuniontage allein — da fühlte er sich zufrieden, überglücklich, selig und froh. Dort war seine Seele vereinigt mit Gott, in den Himmel versetzt, und etwas Größeres, Erhabeneres, Heiligeres gibt es auf dieser Welt nicht. —

Wieder naht „der weiße Sonntag“, der Ausklang der Osterfreuden. Tausende und Tausende junger Christen zählen Tage und Stunden, bis sie das Glück haben, den lieben Heiland in ihr Herz aufzunehmen und vor dem Altare das Gelübde ihrer Treue zu erneuern.

Der weiße Sonntag war seit den Tagen der ersten Christenheit bis zur Gegenwart ein Tag der Freude. In weißen Kleidern erschienen die Katechumenen in der Versammlung der Gläubigen. Weiß ist die Farbe der Kirche an den großen Festtagen, an Weihnachten, Ostern, Dreifaltigkeitssonntag, Maria Himmelfahrt, Allerheiligen. Die weiße Taube wurde das Sinnbild des hl. Geistes, das Sinnbild der Reinheit. Weiß ist die Farbe der Engel, blau-weiß die Farbe der Himmelskönigin. In weißen Kleidern werden die Gerechten einst auferstehen und dem Herrn entgegen gehen.

Die Bezeichnung „weißer Sonntag“ wird bleiben, so lange die Kirche besteht auf Felsengrund, so lange Kinder, Eltern und Seelsorger diesem festlichen Tage entgegensehen.

Der Priester hat die 16. Erstkommunikanten vorbereitet, jetzt ist der Tag des seligen Glückes da. Die letzten Augenblicke vor dem Kirchgange sind gekommen. Vater, Mutter, Großeltern, jüngere und ältere Geschwister sind in der Stube versammelt. In der Mitte steht ein Kind, den weißen Myrtenkranz in den Haarlocken, das goldene Kreuzchen, ein Geschenk der Großmutter, auf der Brust. Oder ein Knabe mit strahlenden Augen, den weißen Strauß am Wams befestigt, ist heute der Mittelpunkt der Familie geworden. Vater und Mutter treten zum Weihwasserkesselfchen und drücken stumm, feuchten Auges das Zeichen des hl. Kreuzes auf das Angesicht ihres Lieblinges. Die Geschwister fassen seine Hand. Das Mädchen, der Knabe verspricht, für alle Lieben des Hauses zu beten und alle dem lieben Heilande zu empfehlen. Mit den

heiligen Engeln will das Kind heute Gott danken, loben und singen in seliger Brust.

Die große Glocke ertönt vom Kirchturme; das ist der Ruf zur Sammlung aller Kommunikantenkinder beim Schulhause.

Die Tore der mächtigen Dome und Kathedralen, wie die Türen im bescheidenen Kirchlein auf Bergeshöhe öffnen sich und mit Kreuz und wehenden Kirchenfahnen erscheint der Seelsorger, begleitet von den Ministranten und Behörden. Freude strahlt auf dem Gesichte des Hirten. Wieder kann er heute eine große Schar unschuldiger Kinder, die Blumen der Gemeinde, dem Heilande zuführen. Es sind das Freuden im Leben des Seelsorgers, die manches Ungemach vergessen machen, ja alles irdische Glück übersteigen. Die Klänge der Musik erschallen. In feierlichem Zuge eilen die Kinder, begleitet von ihren Lehrern, durch die Straßen und offenen Plätze dem Gotteshause zu. Die heilige Handlung beginnt. Der Seelenhirte richtet an Große und Kleine ein kurzes Wort, das in den Herzen von Jung und Alt einen mächtigen Widerhall findet. Wie gerne möchte er mit den Eltern die Kinder schützen vor den Gefahren der Sünde. Ob die Kinder aus reichen Familien oder aus einer armseligen Hütte entstammen, Gefahren gibt es in jedem Stande. Alle Hirtenfürsorge, alle elterliche Liebe und Treue kann durch schlechten Umgang vernichtet werden. Die öftere hl. Kommunion, das Gebet, die Andacht zur Mutter-Gottes stärken die Gedanken an die Allgegenwart und Allwissenheit Gottes und halten unsere schwache Natur ab vom Bösen. „Göttlicher Heiland, nimm du diese Kinder in deinen mächtigen Schutz, leite ihre Lebenspfade, erhalte sie in deinem Bunde rein und unbefleckt, führe sie zu dir, damit sie Erben werden deines Reiches.“

Das feierliche Amt beginnt. Nach der hl. Wandlung fallen die Kinderstimmen ein: „Jesus, dir leb' ich, Jesus, dir sterb' ich; Jesus, dein bin ich im Leben und im Tode.“ Endlich ist der erhabene Augenblick gekommen. Die Kinder treten paarweise, fromm, mit gefalteten Händen, die Treppen zur Kommunionbank heran. Ueber manches Kinderangesicht geht ein Hauch seliger Verklärung, wenn ihm der Priester das heilige Brot des neuen Bundes, „das Unterpfand der Auferstehung und des ewigen Lebens“, darreicht. Ein herrliches Gut ist der Glaube!

Im Hintergrunde der Kirche aber knien die Eltern; es pocht der Mutter Herz voll Rührung und auch der Vater fleht voll Inbrunst

um des Kindes Heil. In manchem Männerauge steht eine Träne. Es ist die wehmutsvolle Erinnerung an den eigenen goldenen Jugendmorgen und an die ungetrübten Freuden der Kindheit, die auch das Herz des Mannes bewegt, besonders wenn des Lebens Stürme Silberfäden ins Haar gezogen.

Die Kinder entfernen sich vom Tische des Herrn, um in stiller Andacht dem Heilande zu danken, zu flehen für Eltern, Großeltern, Geschwister, für Verwandte und Bekannte, für Seelsorger und Lehrer, für alle Menschen.

Leise setzt die Orgel ein, aber jugendstark singt nun der Kinderchor den Vers des alten Kirchenliedes:

„Meinen Jesum laß ich nicht,
Er hat sich für mich gegeben.
Er ist meines Lebens Licht,
Meinen Jesum laß ich nicht!“

Nochmals treten die Erstkommunikanten vor, um im Angesichte Gottes und in Gegenwart der ganzen Gemeinde das Glaubensbekenntnis abzulegen. Es ist ein feierlicher Augenblick, wenn die Kinder bestimmt und laut das Gelöbnis der Treue an die Kirche Jesu Christi, an ihre Lehren und Gebote abgeben. „Herr, dir gelob ich neue Treue und neuen Fleiß im Christentum“, so singen jetzt froh und selig die Kinder, aber auch die Erwachsenen, selbst die greisen Väter und Mütterinnen setzen ein. Ein süßes Band umschlingt in diesem Augenblicke die ganze Gemeinde.

In jubelnden, mächtigen Akkorden verkündet die Orgel den Schluß der erhebenden Feier. Paarweise, in geordnetem Zuge, verlassen die Kinder die hl. Hallen des Gotteshauses. Sie bringen den Segen des Herrn für die ganze Familie heim. Großmütterchen aber hat heute den Mittagstisch mit einer Extrabeigabe für ihren Liebling gedeckt. „Göttlicher Kinderfreund, bewahre mein Enkelkind als dein Eigentum, stärke es im Guten. Dein hl. Leib sei ihm Unterpfand der ewigen Vereinigung mit dir, auf daß es fortwandle im lebendigen Glauben, laß uns alle den schönen Himmel finden, wo wir dich preisen werden von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

So hat Großmütterchen gebetet, als die Glocke vom Turme das Zeichen zur hl. Wandlung gab.

Weißer Sonntag, stille Freude,
Unserer Seelen süß Erinnern.
Bei des Lebens Lust und Leide,
Sehnsucht regt sich tief im Innern.“



Haus und Herd

Mein Haus ist meine Burg



Küche.

Verwendung von Rindfleischresten.

Rindfleisch mit Zwiebeln gebacken. Hierzu können alle Arten von gekochtem Rindfleisch verwendet werden, sei es gebraten, gesotten oder gedämpft. Rindfleisch von Braten wird jedoch nicht mit der Sauce gekocht, sondern man läßt es in dieser nur gut heiß werden. Vom Siedfleisch werden die Knochen gelöst und das Fett abgeschnitten und jenes in kleine Scheiben geschnitten. Dann lasse man fein geschnittene Zwiebel in 50 Gramm heißer Butter leicht abschweifen, gebe das geschnittene Rindfleisch dazu und schwinde es einige Minuten auf dem Feuer ab, bis alles leicht überbraten ist, ohne jedoch die Zwiebel braun werden zu lassen. Man fügt die nötige Würze, Salz und Pfeffer und etwas gehackte Petersilie bei und mengt alles gut durcheinander. Nach Belieben kann man noch einen Löffel Weinessig oder 2—3 Löffel Weißwein dazu geben. Man kann das Gericht auch mit gebackenen Semmelschnitten garnieren.

Uebrig gebliebenes Rindfleisch mit Zwiebelsauce. In Scheiben geschnittenes Rindfleisch wird in folgender Sauce aufgeköcht: $\frac{1}{2}$ verschnittene Zwiebel wird in einem nußgroßen Stück Butter leicht gedämpft, 1—2 Löffel Essig und dann 2 Kochlöffel Mehl braun geröstet, $\frac{1}{2}$ Glas Weiß- oder Rotwein und etwas Bratejus dazu gegossen, das geschnittene Fleisch hineingegeben, Salz, Pfeffer und Muskatnuß beigelegt und beim Anrichten etwas gehackte Petersilie darüber gestreut.

Rindfleisch in Essig. Uebrig gebliebenes Rindfleisch wird in kleine Scheiben geschnitten und in einen irdenen Topf gelegt, das Fleisch mit Salz, Pfeffer und gehacktem Grünen und Zwiebeln bestreut, mit einer Mischung von gutem Essig und Weißwein begossen. An einem kühlen Orte aufbewahrt, kann das Fleisch für spätern Gebrauch mehrere Tage gespart werden.

Rindfleisch als Plattenring. Das Fleisch wird enthäutet, gehackt und mit abgerösteten Zwiebeln, Speck und Petersilie gedämpft. Man gibt sodann eine starke Prise Mehl und eine Handvoll geriebenes Brot dazu, sowie einige Löffel Bouillon und bringt es zum Kochen. Mit dem Fleisch vermengt man nun 1—2 gut verklopfte Eier und etwas geriebenes Brot und die nötige Würze an Salz, Pfeffer und Muskatnuß. Nun wird eine Kochplatte gut mit Butter ausgestrichen, mit Paniermehl und etwas geriebenem Käse ausgestreut, das Fleisch darin kranzförmig dressiert, so daß in der Mitte eine kleine Oeffnung bleibt. Ueber das Fleisch streut man wieder etwas Paniermehl und Käse und verteilt darauf einige Stückchen frische Butter. Im Ofen wird der Ring nun leicht braun gebacken.

Unterdessen bereitet man eine weiße Bouillonsauce, der man nach Belieben etwas Essig oder Weißwein beigibt. Man hebe die Platte aus dem Ofen und gieße die Sauce in die Vertiefung.

Häusliche Ratschläge.

Kleider, die längere Zeit eingepackt werden, erhalten mit der Zeit einen unangenehmen Modergeruch. Man kann dies verhüten, indem man einige Stücke frischer Holzkohle beilegt.

Lüftung des Kellers.

Man nennt jenen Keller einen guten, der im Sommer kühl und im Winter warm ist; das würde mit andern Worten heißen: ein Kellerraum, der den Schwankungen der Temperatur nicht zugänglich ist. Die Begriffe von kühl und warm sind relativ. Kommen wir im Winter aus der mit kalter Luft erfüllten Hausflur, so finden wir den Keller warm, obschon er wohl gerade so kühl ist, wie im Sommer, wo wir das Frische der Kellerluft nur darum empfinden, weil in die obern Räume des Hauses die Sommerhitze eingedrungen ist.

Der Keller dient uns zur Aufbewahrung von Getränken, Obst, Gemüse, Kartoffeln usw. Wir nehmen an, daß dies der Ort sei, wo sie sich am besten halten, d. h. wo sie vor schädlichen Einflüssen bewahrt bleiben, als da sind: Kälte Wärme, Schimmelpilze, Fäulnis und Verwesung. Die letztern vier sind im Bunde miteinander. Obschon der Schaden, den diese Großmacht anrichtet, viel bedeuten, der ist, als der nachteilige Einfluß der ersteren, ist man im allgemeinen mehr darauf bedacht, diesem zu wehren. Indem man nun ängstlich jedes Luftloch verstopft, öffnet man den viel gefährlicheren Feinden die Türe.

Da wird man nun plötzlich gewahr, daß das Getränke sich nicht recht halten will, daß Kartoffeln, Obst und Gemüse faulen, die Rüben auswachsen und Fässer und anderes Geschirr schimmelig werden. Der zu hohe Temperaturgrad hat zur Folge, daß die Getränke nicht in der gehörigen Ruhe bleiben, sondern daß die im Herbst begonnene Gärung sich fortsetzt und in Essiggärung übergeht — und die Getränke sind sauer. Die zu große Wärme hat ferner ein üppiges Wachstum der Schimmelpilze zur Folge. Je wärmer es ist, desto massenhafter treten die Pilze auf und desto rascher verbreiten sie sich. Wir pflegen also mit Warmhalten der Räume die Schimmelpilze und fügen damit unsern Vorräten den größten Schaden zu. Auch für verschiedenes Ungeziefer bereiten wir einen angenehmen Aufenthaltsort. Die Dämpfe und schlechte Luft befördern Verwesung und Fäulnis. Wir sollten daher etwa folgende Regeln beachten:

Die Kellerfenster bleiben im Herbst möglichst lange geöffnet und werden erst geschlossen, wenn die Temperatur im Freien 3—4 Grad Kälte weist. Bei sehr tief liegenden Kellern darf das Thermometer noch mehr sinken, ehe eine Vorsichtsmaßregel nötig ist.

Ist der Keller von einer Seite dem kalten Winde besonders zugänglich, so ist er von dieser Seite zu verschließen, aber nach der entgegengesetzten Seite offen zu lassen. Die Kellerlöcher sind sofort zu öffnen, wenn im Laufe des Winters mildere Tage eintreten, damit reine, frische Luft einströme und die dumpfe, schlechte sich entferne. Nur so können die Vorräte frisch erhalten werden.

Literarisches.

Was ist Wahrheit? Briefe an eine junge Dame, herausgegeben von Johannes Schill. Mit bischöflicher Genehmigung. Tyrolia, Brixen 1910. 430 Seiten. 8°. Ein gediegenes Buch für gebildete Katholikinnen, das ihnen in stillen Stunden Erhebung und Belehrung bieten kann. Sind ja die heiligsten Geheimnisse und wichtigsten Punkte unseres Glaubens in edler Auffassung und sehr würdiger Darstellung wie in tief religiöser, streng kirchlicher und doch moderner Darbietung darin behandelt. Die Briefe atmen, weil an eine sprachgewandte, hochgebildete Jugendfreundin und Erzieherin gerichtet, den feinen Ton des höhern französischen Stils, was uns aber nur angenehm berührt hat. Viele Abschnitte erwecken ganz besonders das religiöse Bewußtsein — Christenleben und höhere Bestimmung berührend. Andere bieten reges Interesse, wie beispielsweise: Die Menschenseele in ihrem höchsten Ziele; Die wahre Kirche; Glaube und katholische Wissenschaft, während die Vergleiche des Menschenlebens mit der Leidenszeit Christi hohen Trost bieten. Ganz besonders erscheint uns das Problem des Leidens recht praktisch aufgefaßt zu sein. Sehr anregend für die weibliche Jugend dürften die heute viel erörterten Theorien über Willensfreiheit, katholische Welt- und Lebensauffassung, Weltanschauungsrätsel und ähnliche nützliche Themata sein, während modernistische Theorien und konfessionelle Gegensätze — letztere klug und möglichst tolerant behandelt — gewiß hochwillkommen sind. Ebenso angebracht mag die Beurteilung der allgemein politischen Tendenzen der Gegenwart, wie die Erwägung der Licht- und Schattenseiten der modernen Gesellschaft sein, woran sich auch Gedanken über Genüsse und Erholung knüpfen. Sehr zutreffend ist schließlich ein kurzes Wort über den Leichenbrand, die sogen. Kremation — „diese Frucht des Hasses gegen die katholische Kirche“. All das ist sehr würdig und edel behandelt, wie denn auch das ganze Werklein vom Geiste tiefen, echt katholischen Denkens und Fühlens durchweht ist, bei aller Feinheit der Bilder und vornehmer, hochgebildeter Gestaltung des originellen Gedankenganges. A. v. L.

Die Verlagshandlung Zahn meldet uns unter dem Titel „**Die Schweizer Frau**“ ein neues Werk an. Es soll durch dasselbe verdienten Schweizerinnen ein würdiges Denkmal gesetzt werden, zu was sich verschiedene Autoren und Autorinnen verbunden haben. Reiche Illustration durch schweizerische Künstler ist in Aussicht gestellt.

Wir sehen der Erscheinung des Buches mit Interesse entgegen, zumal in der Gemäldegallerie auch das Lebensbild der verdienten Frau Mutter Scherer figurirt, bearbeitet von unserer geschätzten Mitarbeiterin Anna von Liebenau. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß diese dadurch befundete Achtung jedes Glaubensbekenntnisses dem ganzen Werke zu Grunde liegt, dann sind unsere Leserinnen gewiß für diese neue literarische Erscheinung gerne zu haben. Eine eingehende Beurteilung behalten wir uns auf Grund näherer Durchsicht vor.

„**Die Zukunft**“, illustrierte Monatschrift für Jünglinge, zeichnet sich aus durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes; es bildet dieselbe Bindeglied und Nährboden für die so segensreich wirkenden Jünglingsvereine. Wir machen auch unsere Mütter auf die treffliche Zeitschrift aufmerksam, die nicht gleichgültig

und nicht im Unklaren darüber sein dürfen, was ihre Söhne lesen, heute, wo so viel herumgeboten wird, was jeden guten Kern im Keime ersticht.

Bücher, die sich für Volk und reifere Jugend, für den Büchertisch der Familien, wie für Volksbibliotheken gleich vorzüglich eignen, gibt Dr. Friedrich Castelle unter dem Titel „*Unsere Erzähler*“, Sammlung volkstümlicher Novellen und Romane heraus. (Uchendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.) Bis jetzt liegen zwei Bände vor, von denen der erste drei der schönsten Novellen von Hermann Kurz: „Die Glocke von Attendorn“, „Das Horoskop“, „Das gepaarte Heiratsgesuch“, ferner Franz Grillparzers „Der arme Spielmann“, sowie die schönste Dorfgeschichte von Jeremias Gotthelf „Else, die seltsame Magd“ und endlich je eine Novelle von L. Schücking, dem Freunde der großen Dostoe, und von Broof bringt. — Der zweite Band enthält Friedrich Gerstäckers „Mehlhubers Reiseabenteuer“, dann die köstlichen „Abendteuer des Entspekter Bräsig“, die „Schulerinnerungen“ und „Saubnesiken“ Fritz Reuters, ein wahres Schatzkästlein sonnengoldenen deutschen Humors, jenes Humors, der nicht Wit und nicht Satyre ist, sondern als herrliche Blüte deutschen Gemütes den Himmel selber im rosigen Lichte sieht und ihn auch uns so zu zeigen versteht. Auch Wilhelm Schröders „Humoristische Erzählungen“ und August Kopischs Novellen, die den Band beschließen, sind im Lichte deutschen Humors gereift. — Beide Bücher sind gut gedruckt und in Anbetracht des billigen Preises vorzüglich ausgestattet. Sie verdienen beste Empfehlung.

Von der Absicht geleitet, so vieler auf den Büchermarkt kommenden, minderwertigen Literatur ein Gegengewicht zu bieten, die Volksbildung zu heben, gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung und rationelle Volksgesundheitspflege anzustreben, hat der Volksvereins-Verlag M. Gladbach folgende Schriften herausgegeben:

Die Haushaltungsschule. Das weitverbreitete, als Leitfaden auch in der Volksschule benützte Büchlein behandelt Ernährungslehre, Küche, Reinigungsarbeiten, Gesundheitspflege und Ausführung der Handarbeiten.

Wegweiser zum häuslichen Glück, prakt. Leitfaden des Haushaltungsunterrichtes für Jungfrauen. Das Büchlein hat in seiner schlichten Form schon Jahre lang Gutes gewirkt. Es verdient seinen Namen „Wegweiser“ vollauf; nicht nur gibt es Anleitung zu allen häuslichen Arbeiten, es birgt auch treffliche Winke, wie das junge Mädchen zum häuslichen Glück gelangen und beitragen kann.

Dieser Gabe für die Jungfrauen steht im „häuslichen Glück“ ein anderes, speziell für die Frauen bestimmtes Schriftchen an der Seite. Es zählt daselbe bereits seine 26. Auflage und ist mit Rücksicht auf die Fortschritte im Gebiete der Hauswirtschaft umgearbeitet und erweitert.

Die Gesundheit. In logischem Aufbau und leichtverständlicher Sprache ist das Wissenswerte aus der Gesundheitslehre behandelt. „Uebel verhüten“ —, der Krankheit vorbeugen, ist in erster Linie das Ziel dieser Schrift. Dann aber bietet sie für Krankenpflege und Samariterdienst gute Anleitung durch Wort und Bild.

Ferner ist ebendasselbst erschienen eine Serie von Heftchen

- Nr. 1: Die Aufgaben der Volksgesundheitspflege,
 „ 2: Die Hygiene der Arbeit,
 „ 3: Ueber Arbeiterkrankheiten,
 „ 4: Erster Unterricht in der Samariterhandfertigkeit
 „ 5: Zweiter Unterricht in der Samariterhandfertigkeit,
 „ 6: Die Gesundheit der Schulkinder.

Mitteilungen aus dem Frauenbund

Erziehung der Mädchen nach dem Schulaustritte in religiös-sittlicher und sozialer Beziehung.

(Fortsetzung.)

Erwähnen wir zweitens die Fabrikarbeiterinnen! Der gänzliche Ausschluß der unverheirateten weiblichen Arbeitskräfte aus der Fabrikindustrie kann nicht als ein Postulat des Christentums oder des Naturrechtes erwiesen werden. Dieser vollständige Ausschluß ist auch gar nicht notwendig. Denn sowohl die religiös-sittliche Charakterbildung als die Heranziehung und Vorbereitung zum eigentlichen häuslichen Frauenberufe, bemerkt Dr. Beck, sind bei gutem Willen der Leiter der maschinellen Unternehmungen durchführbar, wenn zugleich die Seelsorge ganz auf der Höhe ihrer Mission steht und mit der freien Gemeinnützigkeit Hand in Hand arbeitet.

Ueberdies ist zu dringen auf sorgfältige Ueberwachung der Arbeitsräume in der Fabrik und möglichste Trennung der Geschlechter, es ist das Gewissen der Aufseherinnen, Meisterinnen und wie die weiblichen Vorgesetzten noch heißen mögen, zu wecken. Auch soll die Anstellung staatlicher Fabrikinspektorinnen befürwortet und auf dieselben im Sinne der richtigen Erfassung und Führung ihres Amtes eingewirkt werden. Auf daß die Fabrikmädchen nicht verloren gehen, müssen zudem gemeinnützige Vereine und namentlich die Gemeindebehörde zur Reform des Wohnungswesens schreiten, ist doch die Wohnungsreform ein Hauptfaktor des gesundheitlichen und sittlichen Wohles, wie für jedermann, so für die jugendlichen Arbeiterinnen. In Verbindung damit steht die entschiedene Durchführung des Grundsatzes, „daß Fabrikmädchen, deren Eltern am selben Orte wohnen, im elterlichen Familienwohnsitze Herberge und Kost beziehen.“ Andererseits sind Heime für

ledige weibliche Arbeitskräfte in unserer Zeit ein unabweisbares Erfordernis, ebenso verlangt die Gegenwart gebieterisch die Förderung von Veranstaltungen zur Pflege der hauswirtschaftlichen Bildung durch Koch-, Näh- und andere Kurse. Hierüber bemerkt z. B. der Staatsverwaltungsbericht des Kantons Luzern für 1906 und 1907: „Das Interesse für die Fortbildung des weiblichen Geschlechtes in der Haushaltungskunde hat bedeutend zugenommen. Als wichtigstes Ereignis auf diesem Gebiete erscheint die Errichtung einer kantonalen Haushaltungsschule in Sursee. Diese Schule verfolgt den Zweck, erwachsene Töchter durch praktische Unterweisung und einen planmäßigen Unterricht zu tüchtigen Hausfrauen heranzubilden. Die Teilnehmerinnen erhalten Unterricht im Kochen und Konservieren, in Handarbeiten, im Garten- und Gemüsebau, in Ernährungslehre und Gesundheitspflege, im Kranken- und Kinderdienste, sowie in Buchhaltung. Der erste Kurs fand 1907 statt, es gingen 37 Anmeldungen ein. Frequenz und Verlauf, besonders auch die große Teilnahme an der Prüfung beweisen, daß die Schule einem Bedürfnisse entspricht. Die Kosten beliefen sich auf Fr. 2,532.50, woran der Bund Fr. 530 beitrug. Ebenso steuerten der Bund und der Kanton an die vom Frauenverein Luzern geleitete Koch- und Haushaltungsschule in Weggis. — Außerdem widmen sich der weiblichen Berufsbildung die Frauenarbeits- und Töchterfortbildungsschule der Stadt Luzern und des Institutes Baldegg, die hauswirtschaftlichen Kurse der Arbeiterinnenvereine Luzern, Ariens, Hochdorf und Reußbühl.“ — Die Errichtung religiöser Vereine, Kongregationen und ähnlicher Institute, je nach den örtlichen Bedürfnissen, ist nicht nur nicht abzuweisen, sondern sehr zu empfehlen. Auch nützt wesentlich die Vervollkommnung des staatlichen Arbeiterinnenschutzes. Postulate, wie die folgenden, sind ungemein wichtig: die Ausschaltung der Jugend von gesundheits- und sittlichkeitsgefährlichen Fabrikationszweigen und vom Bergwerksbetriebe, die Regelung der Arbeitszeit (Verbot der Nachtarbeit) und der Arbeitsdauer, gesetzliche Bestimmungen über die Arbeitsräume nach den Anforderungen der Sittlichkeit und der Hygiene, Verbot von Schamlosigkeiten im Benehmen und in der Unterhaltung, Freigabe des Samstag-Nachmittags.

Nun die Heimarbeiterinnen! Im Jahre 1895 waren in Deutschland 290,000 weibliche Personen in der Hausindustrie tätig, davon 14% Jugendliche, so lauten die Angaben von Prof. Beck in einem seiner Aufsätze über das vorliegende Thema. Die Heimarbeiterinnen stehen nämlich im Dienste besonders von Geschäften der Bekleidungs- und Reinigungs-

industrie. Hauptübel der Heimarbeit sind: Hungerlöhne, lange Arbeitszeit, schlechte Kost, elende Wohnung, Ausbeutung durch die Zwischenmeister, die sogenannten Ferger. Als Heilmittel dagegen werden empfohlen: Gewerksvereine der Heimarbeiterinnen, ein Heimarbeiterinnen=Schutzgesetz, Schwestern=Kongregationen, welche für diese Klasse der menschlichen Gesellschaft sorgen, Beteiligung der Volks= und Fortbildungsschule an der Rettung der Heimarbeiterinnen.

Die weiblichen Angestellten im Handel und Verkehr wachsen mit jedem Jahre. Vorzugsweise ist dahin zu wirken, daß Staat und Gemeinde ihnen den gesetzlichen Schutz zuwenden. Unter anderm fallen in den Bereich von gesetzlichem Schutze: die Fürsorge um Gesundheit, mäßige Arbeitsdauer, Ladenschluß abends 8 Uhr, Sonntagsruhe, Versicherung gegen Unfall dieser und jener Art, Sicherstellung der Freiheit des Arbeitsvertrages, Abschaffung der Konkurrenzklause, Ernennung von Handelsinspektorinnen, Errichtung von Handelsschulen und kaufmännischen Fortbildungsschulen, Anregung zum Baue von Logierhäusern und Heimen, Organisation der Stellenvermittlung.

In immer steigenden Proportionen nehmen auch die weiblichen Reisenden und Auswandernden zu, besonders die jüngeren Elemente unter denselben. Sie ziehen gar zu oft allein und schutzlos vom Lande in die Stadt, sie fahren von Stadt zu Stadt, um eine Stelle zu suchen. Zürich allein zählt über 3000 katholische Dienstmädchen aus Deutschland. Von größter Bedeutung ist das Eintreten der öffentlichen Gewalt gegen die Pest des Mädchenhandels. Deshalb sind durch Wort und Tat zu unterstützen die internationalen Vereinbarungen, die Mädchenschutzvereine, die sich mit der Bahnhofmission und andern segensreichen Institutionen befassen, der St. Raphaelsverein und das Auswanderungspatronat des katholischen Volksvereins.

Für gefährdete, gefallene und gefangene Mädchen kann niemals zu viel geleistet werden. Die Kriminal= und Moralstatistik aller Länder verzeigt ja, daß die Prostitution und die venerischen Krankheiten furchtbar überhand nehmen und ihnen ungeheuerere Zahlen besonders im jugendlichen Alter zum Opfer fallen. Gründe des Verderbens sind: Materielle Not, Verwahrlosung, Leichtsinn, kapitalistische Ausbeutung des Lasters, Religions= und Sittenlosigkeit, schlechte staatliche Polizei, mangelhafter Strafvollzug in den Gefängnissen, unzureichende Pflege der entlassenen weiblichen Sträflinge. Als bewährte Vorbeugungs= und Heilmittel verdienen Erwähnung (siehe Dr. Bed an genannter Stelle):

Heraufrücken des Alters der Strafmündigkeit auf 14 Jahre, strenge Ahndung des Dirnenwesens, kriminelle Züchtigung, namentlich der Männer, welche dasselbe verursachen und benutzen, Kindergerichtshöfe nach amerikanischem System und bedingte Verurteilung Jugendlicher; vorzüglich bewährt haben sich bis anhin religiös geleitete Besserungsanstalten, sowie geeigneter Strafvollzug mit erziehlcher Einwirkung und Erlernung eines Erwerbsberufes, zuverlässige Gefängnisaufseherinnen, zeitgemäße Gefängnisseelsorge, wohlthätige Frauenvereine, welche sich der Bestraften und ihrer Zukunft liebeich annehmen.

Das Bedürfnis von Vereinen für die weibliche Jugend ist nach den soeben gemachten Ausführungen in der Gegenwart unleugbar vorhanden. Das weibliche Jugendvereinswesen wird aber je nach den örtlichen Besonderheiten verschiedene Formen annehmen. Man unterscheidet dementsprechend: Kongregationen für Mädchen, jugendliche Arbeiterinnen. Ihr festes, organisatorisches Gefüge, die intensive Förderung des geistlichen Lebens gestalten sie zu überaus segensbringenden Institutionen. Es sollen jedoch, um sie lebensfrisch zu erhalten, auch Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit in den Rahmen ihrer Tätigkeit eingeflochten werden, z. B. Besuche und Hilfe bei Armen, Verlassenen, Kranken, Sterbenden, Verbreitung guter Bücher, Bilder, Zeitschriften, Handarbeiten für gute Zwecke.

Vereine für das weibliche Geschlecht haben nicht selten eine stärkere Werbekraft als die Kongregationen; auch weniger fromme Mädchen treten hier ein. Die Belehrung allgemeiner Art erstreckt sich in ihnen auf: Vorträge, Bibliothek, Berufsbildung, zumal Haushaltungskunde, ehrbare Unterhaltung, erspriessliche Erholung. Die Selbstregierung, d. h. die Mitglieder sollen die Vereinsarbeit möglichst selbst besorgen, ist durchaus nicht zu unterschätzen.

Patronagen sind Einrichtungen, in denen Damen gebildeter und besitzender Stände mit erwerbstätigen Mädchen sich zusammenfinden, um ihnen Erbauung, gesellige Stunden, wirtschaftlichen Schutz zu bieten.

Somit ist die Weitererziehung der reifen weiblichen Jugend der arbeitenden Stände ein Begriff, welcher eine Fülle des Inhaltes umfaßt und ein enormes Wirkungsgebiet eröffnet. Und die Lebensarbeit, mag sie im Getöse des Fabriksaales oder in der Stille des Familienherdes geübt werden, soll nicht bloß als eine Verdienstquelle und als ein Faktor des Broterwerbes, sondern ebenso sehr als ein göttliches Gebot, als ein heiliger Beruf aufgefaßt werden. Wahr sind die Sätze,

in denen Förster bei seiner Abhandlung über Schule und Charakter auf Seite 115 diesen Gedanken mit folgenden Worten ausspricht:

„Das Christentum ist das größte Ereignis in der Pädagogik, weil es zuerst im ganzen Umfange allen Dienst, alle Arbeit, alle Disziplin des Menschen mit dem innersten Leben der Persönlichkeit in Beziehung gesetzt und als Mittel zur Erhöhung der Freiheit gefeiert hat, das, was sonst nur Knechtschaft und Unterdrückung zu sein schien. So hat es den Gehorsam als Befreiung vom Eigenwillen, die niederste und reizloseste Arbeit als Übung zur Selbstüberwindung, zur Geduld und zur Treue zu enthüllen gewußt, es hat den Menschen ihr eigenes innerstes Verlangen nach „„Vergottung““ zum Bewußtsein gebracht und dann alle Mühseligkeiten dieser Welt als Wege zu jener Vergottung geoffenbart. — Indem es auf diese Weise die innerste Seele des Menschen für seinen Gehorsam und seine Arbeit interessierte, weckte es unerschöpfliche Motive für jede Arbeit von Dienst und Tätigkeit. An solchen Inspirationen aber fehlt es dem modernen Menschen. Und dabei werfen gerade die Modernen dem Christentum vor, daß es den Wert der Arbeit nicht verstehe und keinen Ansporn zur Arbeit gebe. Allerdings lenkt das Christentum den Menschen auf höhere Güter hin, aber gerade, wenn der Mensch diese Güter begriffen und ergriffen hat, erscheint ihm die Arbeit in neuem Lichte und in neuer Bedeutung . . . Das Christentum hat Seele und Arbeit miteinander vermählt, während im Heidentum die Seele vor der Arbeit floh, weil es der Bornehmtheit des Geistes zu widersprechen schien, daß er sich mit der Materie befasse. Das Christentum wußte, daß der Geist erst durch Beherrschung und Durchdringung der Materie zur höchsten Kraftentfaltung gelangen kann.“

S. U m b e r g.



† Frau Elise Büttler-von Arx.

Den 23. Januar dieses Jahres, nachmittags 1/23 Uhr starb in Hitzkirch, drunten im gesegneten Seetal Frau Elise Büttler-von Arx im Alter von 78 Jahren.

Die gute Heimgegangene hat in ihrem Leben nicht viel Aufsehen gemacht. Schlicht und einfach, still und gleichsam verborgen wanderte sie durch dieses Tränenland, dessen Kreuz und Leiden sie mutig, ja freudig trug. Ihrem Gatten, der in dem hohen Alter von 85 Jahren,

schmerzerfüllt an ihrer Bahre gestanden, war sie zeitlebens eine treue, opferfreudige, stets besorgte Gattin, ihren drei Kindern, die jetzt alle in schönen Verhältnissen leben eine liebevolle, herzensgute Mutter, ihren Nachbarn eine stets bereite Helferin in allerlei Nöten. Frau Bütler war nie eine recht gesunde Frau, aber eine ausdauernde Natur, immer schwächlich am Körper, aber stark im Geiste. Ihren kleinen Haushalt besorgte sie stets meisterhaft allein. Bis ihr Gatte nach 33 Jahren Eisenbahnbeamten dienst pensioniert wurde, lebte die kleine Familie in Luzern. Jeden Morgen sah man die gute Mutter Bütler in der Zehnuhr-Messe in der Franziskanerkirche und an Sonntagen immer an der Kommunionbank in der Jesuitenkirche. Wurde in der Nachbarschaft ein Kind krank, da durfte Frau Bütler nicht am Kinderbettchen fehlen, verstand sie doch vorzüglich mit Kindern umzugehen, Stark eines, so mußte sie dasselbe zur Beerdigung herrichten. Und als einst trostlose Eltern am Todbettchen ihres liebsten Kindes standen und fast verzweifeln wollten, da nahm Frau Bütler die kleine Leiche, die sie in ein hübsches weißes Kleidchen gehüllt hatte auf ihre Arme, und trug sie zum nächsten Photographen, um den jammernden Eltern wenigstens das Bild des kleinen Engels als Andenken zu verschaffen.

Wie wohlthätig und barmherzig sie bis ins höchste Alter war, das haben viele Arme erfahren. Dabei wollte sie nie, daß das getane Gute irgendwie bekannt würde.

Frau Bütler blieb sich immer gleich, demütig, ruhig, fromm und arbeitsam im Glück und Unglück. Letzteres wurde ihr reichlich zuteil. Schwere, nie mehr ganz zu ersetzende Geldverluste trafen die Familie, langwierige Krankheiten kamen ins Haus. Doch die glaubensfeste Frau verlor den Mut nicht. Sie wußte sich einzuschränken, zu arbeiten und ganz besonders zu beten.

Sie hatte ein unbegrenztes Vertrauen zur lieben Mutter Gottes. Oft pilgerte sie hinauf auf die Muesegg in das kleine Heiligtum Mariens.

Ein merkwürdiger Zufall bestärkte sie in diesem ihrem kindlichen Vertrauen. Sie erzählte ihn oft und gern.

Eines Tages war kein Rappen Geld mehr im Hause. Gegen Abend begab sich Mutter Bütler in die nahe Franziskanerkirche zum üblichen Abendrosenkranz. Als derselbe beendet war und sie aus der Kirche trat, kam im Scheine der Gaslaterne, es war Winter, eine Per-

son auf sie zu, die seit Jahren ihr Schuldner war und sagte: „Wie gut, daß ich Sie treffe; es ist doch einmal Zeit, daß ich meine Rechnung begleiche“; was auch geschah.

Später freilich kamen auch wieder sonnigere Tage. Als nach Jahren die jüngere Tochter sich für den Klosterberuf entschied und in Maria Rickenbach den Schleier genommen hatte, zog Frau Bütler mit ihrem Gatten nach Hitzkirch zur ältern Tochter, die sich dorthin verheiratete. Der einzige Sohn hatte sein Heim in Bern gegründet. Frau Bütler bereute es nie aufs Land gezogen zu sein; denn ihre gute Tochter bereitete den alternden Eltern einen schönen Lebensabend. „Nur eines fehlt mir, die Gesundheit,“ sagte sie oft, „sonst hätte ich alles, was ich wünsche.“ Ja, die Gesundheit, die fehlte gar sehr. 7 bis 8 Jahre konnte Frau Bütler das Haus nicht mehr verlassen. In den letzten Jahren wurde sie sehr gebrechlich. Allein ihre Tochter, Frau Anna Heggli pflegte die treue Mutter so gut und ausdauernd, wie nur reine Kindesliebe pflegen kann.

Vom September 1909 an verließ sie das Bett nicht mehr. Vollständiger Kräftezerfall stellte sich ein. In ihrer letzten Krankheit zeigte die gute Frau so recht ihre christliche Gesinnung. Mit einer bewunderungswerten Geduld litt sie ihre großen Schmerzen. Mit einem unerschütterlichen Vertrauen schaute sie der Ewigkeit, dem Tode entgegen. Als sie die Thrigen weinen sah meinte sie: „Weint doch nicht; ich gehe ja zum lieben Gott; da soll man sich freuen. Ich habe ein schönes Alter erlebt; nicht alle erreichen es.“ —

Die fleißigen Besuche der hochw. Pfarrherren freuten sie stets. Wiederholt war sie mit den hl. Sterbesakramenten versehen worden. An ihrem Kranken- und Sterbebett standen ihre beiden Töchter.

Am Sonntag den 23. Januar nahte die letzte Stunde, nach der sie sich so gesehnt. Ruhig und still lag sie da, voll Zuversicht und Glauben. Sie schien zu schlummern. Von Zeit zu Zeit suchte sie den Namen Jesus zu sprechen. Gegen halb 3 Uhr nachmittags tat sie plötzlich einen langen Atemzug, dann noch zwei in kurzen Zwischenräumen, und die Gute war heimgegangen, sanft und still wie sie im Leben war.

Daß man die stille, schlichte Frau hochgeachtet, das zeigte die große Beteiligung bei ihrem Begräbnis. Voll Schmerz hat sie die Thrigen zurückgelassen, aber auch voll Hoffnung auf ein einstiges seliges Wiedersehen! Gottes Lohn werde ihr zuteil. R. I. P. M.

Aus den Sektionen.

(Eingesandt). Die diesjährige Generalversammlung des Elisabethenvereins der Stadt Luzern (am 30. Januar) erfreute sich lebhafter Beteiligung von Seite der Frauenwelt; ist doch die Zahl der Mitglieder im verflossenen Jahre auf 400 gestiegen.

Laut Bericht wurden von den 33 Aktiemitgliedern zirka 160 arme Kranke (Einzelpersonen und in Familien lebende) regelmäßig besucht und ihnen Unterstützung in Form von Lebensmitteln, Brennmaterialien, Medikamenten und Krankenpflege im Gesamtbetrage von Fr. 5276 verabfolgt. Um Genesenden durch kräftige Nahrung schneller zur vollen Leistungsfähigkeit zu verhelfen und doch die Vereinskasse nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen, hatten sich viele Passivmitglieder in anerkennenswerter Weise bereit erklärt, je an einem Tag in der Woche das Mittagessen zu verabfolgen. Der Unterstützungsbedürftige erhält mit dem Traggeschirr eine Liste, die ihm sagt, wo er jeden Tag seine Mahlzeit holen lassen darf. Die Einrichtung hat sich praktisch gut bewährt; schon diesen Winter kann die Wohltat gleichzeitig vier Genesenden zugewendet werden.

Bei manchen rachitischen Kindern kam das dem Verein in einer größern Sendung geschenkte Mittel Phosphatine Fallière zur Verwendung, das recht gute Resultate erzielte.

Neben den Beiträgen der Mitglieder und manchen Geldgeschenken anderer edler Wohltäter sind dem Vereine auch Naturalgaben gespendet worden: Kleider, Leib- und Bettwäsche, Decken, ganze Betten, Krankenutensilien u. Ein dem Verein gütigst zur Verfügung gestellter großer Schrank ladet stetsfort zu solchen Gaben ein.

Mit herzlichem Dank an die göttliche Vorsehung und ihre Werkzeuge, die mildtätigen Menschen, blickt der Verein auf das 17. Jahr seiner Tätigkeit zurück. Es wird stets sein Bestreben sein, durch die materielle Unterstützung nicht nur leibliches Elend zu lindern, sondern auch das geistige Wohl ganzer Familien zu fördern.

Der Frauenhilfsverein Sägendorf-Rickenbach hielt seine Jahresversammlung am 2. Februar (Maria Lichtmeh) ab. Einleitend sprach der hochw. Hr. Präses über die Worte des Heilandes: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan.“ Im Mittelalter ging die Auffassung dieses Wortes so weit, daß man die Armen nur „unsere lieben armen Herren“ nannte; heutzutage ist es nicht mehr so, vielmehr werden sie von vielen als ein lästiges Glied der menschlichen Gesellschaft angesehen, man gibt ihnen, um sie abzukommen oder weil es so Brauch ist. Meistens sind die Armen selber schuld an diesen Verhältnissen, aber nichtsdestoweniger sollten wir in jedem Armen ein Kind Gottes sehen.

Hochw. Hr. Pfarrer Stebler erklärte die Versammlung als eröffnet und erteilte das Wort an hochw. Hrn. Vikar Altermatt, welcher in seinem Vortrage: „Ueber die Geschichte der Wohltätigkeit bis zum Mittelalter“, sich seiner Aufgabe vortrefflich entledigte. Der erste Almosengeber war Gott selbst, er hat uns die Welt gegeben, ein Paradies, die Erde so schön, wie wir sie heute sehen, er schuf den ersten Menschen, stattete ihn mit vorzüglichen Leibes- und Geistesgaben aus. Almosen gebend, wandelte der Heiland durchs Leben. Er heilte Kranke, Lahme,

Blinde, Ausfägige, er spendete auch geistliche Almosen, er tröstete die arme Witwe von Naim, die dem Sarge ihres einzigen Sohnes folgte, und gab diesen der Mutter zurück. Zuletzt gab er sein Leben hin am Kreuze, um uns einen ewigen Lohn, den Himmel, zu sichern. Im Alten Testamente finden wir Abraham, der große Gastfreundschaft übte; Booz, der seinen Knechten befahl, recht viele Aehren zurückzulassen für die Armen; Ruth, die ihre notleidende Schwiegermutter durch ihrer Hände Arbeit ernährte. In der jüdischen Geschichte sehen wir, daß Gott selbst eingreifen mußte durch die Gesetzgebung. Das Volk wurde in 12 Stämme eingeteilt, jeder Stamm erhielt ein Teil Land. Wenn nun ein Untertan in Not geriet, so mußte der Stamm, dem er zugeteilt war, die Schulden bezahlen; genügte dies nicht, so konnte er sich bei seinem Herrn 7 Jahre verdingen. Nach 7 Jahren war er frei, wenn seine Schuld getilgt war, oder dann in 50 Jahren, im sogenannten Jubeljahre, wo alle Leibeigenen ihre Freiheit zurück erhielten. Damals war es also fast nicht möglich, daß es Arme gab. Bei den Heiden war die Auffassung der Barmherzigkeit keine rechte. Man sorgte für die Armen, weil man einen Aufstand fürchtete; es war also keine Caritas, mehr ein Zwang, um die Rebellion niederzuhalten. Von Julius Cäsar hören wir, daß er Brot austheilen ließ; Caligula stiftete Alimentsanstalten, wo das Volk unentgeltlich gespeisen wurde, dasselbe sonst durch die Not zum Verbrechen getrieben wurde. Bei den ersten Christen teilten die Reichen ihr Vermögen mit den Armen. Alle lebten aus gemeinsamer Kasse. Als die Christengemeinde sich vergrößerte, besorgten Diakone das Austheilen der Almosen. Später wurden für die armen Priester, die ja kein Einkommen bezogen, die Opfergänge eingeführt, wie wir sie heute noch haben, gemäß dem Worte: „Wer dem Altare dient, muß vom Altare leben.“ Es wurden in den ersten christlichen Jahren sogar die Kirchenschätze verkauft, um die Armen zu unterstützen. Julian, der Abtrünnige, der die christliche Religion vertilgen wollte, gab seinen Untertanen den Rat, die Christen in der Barmherzigkeit nachzuahmen, um sie geneigter für den Abfall zu machen.

Einem weitem Vortrage wird es vorbehalten sein, über die Wohltätigkeit im Mittelalter und bis auf unsere Tage zu sprechen. Der belehrende, schöne Vortrag wurde vom hochw. Hrn. Präses bestens verdankt. Dem Jahresbericht entnehmen wir, daß die zwei neuen Institutionen, Krankenpflege und Kleinkinderschule, gute Erfolge aufweisen. Die Jahresrechnung zeigt uns eine schöne Einnahme. Ein kleines Defizit wurde sofort durch freiwillige Gaben gedeckt. Man beschloß weiter, gute Schriften, die Büchlein „Nimm und lies“ zu verbreiten. Wie notwendig es ist, jungen Leuten solche zu verschaffen, sehen wir an zwei jugendlichen Verbrechern, Schweizerbürger, die durch schlechte Bücher auf Abwege und zu fünffachem Morde getrieben wurden.

Zum Schlusse fügt der hochw. Hr. Präses, Pfarrer Stebler, ein Beispiel an, wie man sich bei Schaffung neuer Werke verhalten soll. Ein Fuhrmann blieb mit einem Wagen stecken, es kommt ein Mann hinzu, der schimpft und flucht, ein anderer spricht nichts, still greift er in das Rad ein und bald ist der Wagen flott gemacht. So sollen auch wir es nicht machen, wie der erstere, sondern helfen, wo zu helfen ist.

Briefkasten der Redaktion.

Eingesandte Jahresberichte der Sektionen werden bestens verdankt; es kommen dieselben der Reihe nach in den nächsten Nummern zur Verwertung. Auch die übrigen Sektionen sind um Einsendung von Jahresberichten und sonstigen Vereinsnachrichten freundlich gebeten.

Insertions-Preise:
25 Cts. per Nonpareille-Zeile;
bei unveränderter Wiederholung 20 Cts.

Insertate

Bei grössern Aufträgen
und mehrern Wiederholungen
Extra-Rabatt. Stellengesuche
20 Cts. Reklamen 1 Fr.

Kaisers Haushaltungsbuch für die Hausfrau

Preis Fr. 1.30.

Infolge der praktischen Einteilung und der vornehmen, preiswerten Ausstattung hat sich dieses Buch mit grossem Erfolg in der ganzen Schweiz eingeführt. Fast alle schweiz. Frauenzeitungen haben auf seine Vorzüge aufmerksam gemacht und es warm empfohlen. Erhältlich in Buchhandlungen und Papeterien oder direkt von den Verlegern Kaiser & Co., Bern.

Kaisers einfache Haushaltungs-Statistik

für Familienväter, Hausfrauen oder Einzelstehende, eine wertvolle Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben und des Vermögensstandes. Dieses Buch kann allein, oder als Ergänzung zu Kaisers Haushaltungsbuch für die Hausfrau gebraucht werden; es verlangt wenig Mühe zur Führung und verschafft ein klares Bild. Die enthaltenen Aufstellungen und Tabellen sind so einfach und praktisch, dass wer sie kennt, sie nicht mehr missen kann. — Erhältlich in Buchhandlungen und Papeterien oder direkt von den Verlegern Kaiser & Co., Bern. — Preis Fr. 1.30.

Leibschmerzen

Magenbeschwerden, Gähmachten
werden gelindert durch
einige Tropfen

PEFFERMÜNZ-KAMILLEGEIST

GOLLIEZ

Marke: „2 Palmen“.
Einige Tropfen in Zuckerwasser geben das erfrischenste und gesündeste Getränk.

Zu haben in allen Apoth. 1 Fl. à 1 u. 2 Fr.
Apothek GOLLIEZ in Murten.

Werdende Mütter

lesen zum Wohle für Mutter
und Kind die Brochüre über

Frauentrost.

kostenlos zu beziehen von
Hebamme Bab. Rauenzahner
München 19.

LEIDBILDCHEN liefern billigst
Räber & Cie., Luzern

Einfache Haushaltungs-Statistik

Fr. 1.30, franko Fr. 1.40

ermöglicht mit grösster Leichtigkeit genaue Übersicht über Haushaltungskosten, Anschaffungen, Arzt, Reisen, Unterstützungen, Bücher, Zeitungen, sowie einen raschen und richtigen Jahresabschluss, u. s. w. und dürfte sich auch für Geistliche recht gut eignen. Wir senden das Buch auf Wunsch gerne zur Einsicht.

Ebenso ist zu empfehlen:

Ideal-Buchführung

Journal (für den Hausherrn) 80 Cts. und Fr. 4.—, Kassabuch für die Haushälterin Fr. 1.80, Inventur 50 Cts., Bilanz 50 Cts. Kontobuch für Gläubiger und Schuldner Fr. 2.90. Mit höflicher Empfehlung

Räber & Cie., Buch- u. Kunsthandlung, Luzern.

Herzogs Bienenwachs-Balsam

ist unentbehrlich für jedes Haus. Auerkannt bestes und sicheres Heilmittel für Hautkrankheiten aller Art, besonders für Brandschäden, alte, eiternde Wunden, Hämorrhoiden, Flechten etc.

Spezialität für gesprungene Haut (Hidel) und Frostbeulen (Geförnt). Verzüglich geprüft. Absolut unschädlich. Ehren-Diplome und goldene Medaille Paris 1908. (Eingetr. Schutzmarke).

Erhältlich in Luzern: bei Hrn. A. Suter, Victoria-Apoth., O. Suidter Central-Apoth., M. Amrein, Galten-Apoth., R. Bossard, Löwen-Apoth. Kriens: J. Stalder, Pilatus-Apoth. Auswärts in allen größeren Ortschaften oder direkt bei M. Herzog, Wachswarenfabrik Sursee, St. Luzern.



KONGO

das beste aller
Schuhglanzmittel

SEIFENFABRIK KREUZLINGEN
CARL SCHULER & CO.



Gereinigt,
gewaschen
und von selbst
desinfiziert
wird alle Wäsche
mit Schuler's

PERPLEX

dem modernsten aller
Waschmittel.

Tuchfabrikation

Gebrüder Ackermann in Entlebuch.

Wir beehren uns, unser Geschäft unserer werten Kundschaft und einem weitem Publikum speziell auch für **Kundenarbeit** in Erinnerung z. bringen

Wir fabrizieren Tuch
ganz- und halbwollene Stoffe für **solide Frauen- u. Männerkleider** und bitten genau auf unsere Adresse 3723

Gebrüder Ackermann in Entlebuch
zu achten. Durch die während Jahrzehnten gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen in der

Tuchfabrikation
sind wir imstande **jedermann reell z. bedienen.**

Um rechtzeitig liefern zu können, bitten wir um baldige Einsendung des Spinnstoffes, Schafwolle oder auch Wollabfälle. **Gebrüder Ackermann.**

Richter's Ankersteinbaukasten
ein Idealspiel für Kinder jeden Alters
ist zu beziehen durch **Räber & Cie., Luzern**

**Anna hat gekündigt
weil die Hausfrau kein
TOGO zum Schuh-
putzen anschafft.**



A.F. Spoerri
Rich. Staigers Nachf.
Kreuzlingen

„Hundert wildi Schok“

vom Ziböry

broschiert Fr. 2.—, gebunden Fr. 3.—

Der Verlag Räber & Cie., Luzern.

Katholisches Töchterpensionat

Neuchâtel (Schweiz) Faubourg du Crêt 21.
Unabhängiges Haus mit Garten und Spielplatz in der Nähe des Sees. Ernstes und spezielles Studium der französischen Sprache. Sorgfältige Erziehung. Vorzügliche Referenzen. Für Auskunft und Prospekt wende man sich gefl. an die Directrice. H2363N

Couverts mit Firma

liefern

Räber & Cie., Luzern

Wie erlangt man wahre Schönheit?



Lassen Sie sich nicht einreden, dass Sie nur ein Crème-Puder, Schminke, Wasser, Apparat etc. zu benutzen brauchen, um irgendwelche körperliche Mängel zu beseitigen. — Wenn Ihnen daran liegt, körperliche Vorzüge zu erlangen, zu erhalten und zu fördern, dann wenden Sie meine natürliche Schönheitspflege an, die einzige, die ehrlich hält, was sie verspricht, und Ihnen alles bietet, was Sie zur Pflege und Erhaltung wahrer Schönheit nötig haben und sich nicht nur für Damen jedweden Alters, sondern auch für Herren und Kinder eignet.

Blendendreinen rosizarten Teint

erlangen Sie in 10—14 Tagen bei Anwendung meines Mittels „Venus“. Durch unmerkliche aber stete Erneuerung und Verjüngung der Oberhaut werden Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Haut- und Nasenröte, Falten und Runzeln, dunkle Ringe unter den Augen, gelbe und rote Flecken etc. gründlich und für immer unter Garantie beseitigt. — Die Haut wird sammetweich und jugendfrisch. Hierzu Gratis-Broschüre: Die moderne Schönheitspflege. Preis Fr. 4.75.

Stirnfalten welche das Gesicht gealtert und unfreundlich erscheinen lassen, werden schnell und sicher beseitigt durch meine Stirnbinde. (Nur nachts umzulegen). Preis Fr. 4.—.

Doppelkinn verleiht dem Antlitz einen plumpen Ausdruck und lässt es unverhältnismässig gross erscheinen. Vollständige Beseitigung durch meine Kinnbinde (nur nachts umzulegen). Die anmutige Grenzlinie zwischen Gesicht und Hals wird wiederhergestellt. Preis Fr. 4.—.

Enthaarung mittel zur Beseitigung jeden unerwünschten Haarwuchses mit der Wurzel. Weit besser als Elektrolyse. Preis Fr. 2.25.

„Juno“ sicheres Mittel zur natürlichen Vergrösserung und Festigung der Büste bei unentwickelten oder entschwindenen Formen. Ausserliche Anwendung. Einmalige Anschaffung genügt. Preis Fr. 6.—.

„Norma“ grazilöse Formen werden erzielt mit „Norma“. Fettleibigkeit (Korpulenz), Ueberfülle der Büste und der übrigen Körperformen wird schnell und unbedingt sicher mit „Norma“ beseitigt. Nur äusserlich. Preis Fr. 6.—.

Keine Berufstörung. — Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Institut für Schönheitspflege

Frau H. D. Schenke, Zürich, Löwenplatz 43